WAHRE PARISER GEHEIMNISSE

Eugène François Vidocq





Inhalt.



I.

Einleitung.

Von dem Schlosse, welches im Jahre 1682 nach den Angaben des Architekten Franz Mansard zu Choisy-le-Roi erbaut wurde, und welches nacheinander Madame de Louvois, der Groß-Dauphin, Sohn Ludwig XIV. und die Prinzessin von Condé bewohnten, so wie von dem kleinern, welches unweit des erstern im Jahre 1739 erbaut wurde und welches Ludwig XV. für Frau von Pompadour durch den Architekten Gabriel einrichten ließ: von beiden Schlössern stehen nur noch ein Paar Seitengebäude und die Trümmer einer Terrasse, an welche die Fluthen der Seine anspülen, und von der aus sich vor den Blicken eine zauberhaft romantische Landschaft ausbreitet.

Die Zeit und die Revolutionen haben jedoch diesen alten Wacht-Pavillon verschont, der einstmals am Eingange des Empfangs-Hofes gelegen war. Der zierliche Styl in den Ornamenten dieses Pavillons, welche wir den Meißeln der vorzüglichsten Bildhauer jener Zeit verdanken, ist um so bemerkenswerther, als das Gebäude im Mittelpunkt einer Landschaft liegt, in welcher die Bewohner deren malerische Schönheit eben nicht sehr hoch zu schätzen scheinen.

Die Straße nach Versailles zieht sich unter den Fenstern dieses kleinen Hauses hin. Diese Straße aber, welche hier mitten durch die Baum-Allee eines hohen Waldes durchgeht, ist sehr wenig besucht. Bei heiterem Himmel kann man sich an dieser Seite an den Fuß eines alten Kastanienbaums oder einer hundertjährigen Eiche setzen, ohne Furcht, durch den ohrzerreißenden Gesang oder durch das trunkene Geschrei ausgelassener Herumstreicher in süßen Träumereien unterbrochen zu werden.

Der Empfangshof, vor welchem der Pavillon lag, ist in einen Küchengarten umgeschaffen worden. Auf der Erde, auf der einmals geistreicher Adel, die schönen und edlen Frauen und die liebenswürdigen kleinen Pagen aus der Zeit Ludwigs des Geliebten spazierten, wachsen jetzt friedlich saftige Gemüse; in den Überresten der Gebäude, die einst Frau von Pompadour bewohnte, wird jetzt gesponnen, gefärbt, werden jetzt Zündhölzer und wer weiß, was sonst noch, bereitet. Wer zu der hochmüthigen Marquise gesagt hätte, daß nach weniger als einem Jahrhundert nach ihrem Tode von ihrer prachtvollen Wohnung nichts mehr übrig sein werde, als einige verfallene Gebäude und ein armseliger kleiner Pavillon, an welchen ohne Zweifel auch bald die Reihe kommen wird, zu verschwinden, der wäre gewiß ausgelacht worden. Und wäre es auch glaublich gewesen, daß dieses schöne, so holde gebaute Schloß schneller vergehen würde, als die zur Zeit seines Glanzes angefertigten Kupferstiche, von denen wir einen, der in einen einfachen Rahmen aus schwarzem Holze eingefaßt war, gesehen haben, den sein Besitzer,

ein Bewohner von Choisy=le=Roi, wie eine kostbare Reliquie aufbewahrte.

Die Eisenbahnstraße von Paris nach Orleans hat einen bedeutenden Theil von der prachtvollen Terrasse, die einst vor dem Schlosse, an der Seite der Seine, prangte, mit weggenommen. Was davon heutzutage noch übrig, ist der höchste Punkt von Choisy=le=Roi, und es giebt nichts Reizenderes, Blühenderes, Anziehenderes, als die Landschaft, die sich vor unsern Blicken ausbreitet, wenn wir an einem heiteren Sommertage auf jenem Punkte stehen.

Die Ufer der Seine sind an diesen Stellen von einer üppigen Vegetation bedeckt, von niedlichen weißen Häusern übersäet, die sich auf dem grünen ländlichen Grunde erheben und sich in dem Flusse spiegeln, dessen Silberwogen zwischen zwei blühenden Ufern dahinrollen. Hin und wieder kündigt das Brausen des Wassers und eine Rauchsäule, die sich in phantastischen Ringen auf dem blauen Grunde des Himmels zertheilt, die Ankunft eines Dampfboots an, welches die freundlichen Städter nach Corbeil, Ris oder Soisy=sous=Etiolles bringt, um unter dem Schatten grüner Zweige die Sorgen des vergangenen und des kommenden Tages zu vergessen.

Der gegenwärtige Besitzer hatte den erwähnten Pavillon aus Speculation wieder herstellen und geschmackvoll decoriren lassen, und kurz vor dem Zeitraum, in welchem unsere Geschichte beginnt, sehen wir einen eleganten Wagen vorfahren, welcher die Herrschaften herbringt, die ihn gemiethet haben.

Es waren zwei Männer, deren Anzug und Wesen

Leute von Auszeichnung verrieth. Der Jüngere trug an einem Knopfloch seines Fracks das rothe Band der Ehrenlegion. Der Ältere hatte eine jener gutmüthigen und lächelnden Physiognomieen, welche andeuten, daß ihr Träger mit seinem Loose vollkommen zufrieden sei. Seine Körperfülle, seine Kleidung, bequem und gut sitzend, ohne auffallenden Schnitt, die prachtvolle Nadel, die seine Cravatte an ein Hemd von der feinsten holländischen Leinwand befestigte, und die goldene Kette, deren zahlreiche Ringe auf der Weste von weißem Piqué glänzten, gaben ihm das Ansehen eines reichen Mannes. Die beiden Männer prüften mit der schärfsten Aufmerksamkeit die Wohnung, deren Besitzer sie mit der unterthänigen Höflichkeit empfing, welche einen Spekulanten, der eben ein gewinnreiches Geschäft zu Stande gebracht, charakterisirt, schienen mit dem, was sie vorfanden, sehr zufrieden, und der Jüngere gab einem Jäger, der über und über goldbetreßt war, den Befehl, die Wagen mit den Geräthschaften, die eben angelangt waren, und eine Schaar von Bedienten und Tapezieren mitbrachten, abladen zu lassen.

Der Hauseigenthümer wartete mit einer gewissen Ungeduld auf die Öffnung der Kisten mit den Möbeln zur Ausschmückung der Zimmer. Er war im Voraus überzeugt, daß sie mehr als hinreichend waren, um den Miethzins zu decken. Dennoch war er sehr erfreut, sie zu sehen. Er sah seine Erwartungen nicht getäuscht; alle Möbeln waren neu und von bestem Geschmacke. Andere Kisten enthielten prächtige Krystallgläser, gemalte und vergoldete Porcellangefäße, Silberzeug und viele andere

Sachen. Die Tapeziere, unterstützt von der Dienerschaft der neuen Einwohner, hatten bald Allem und Jedem seinen Platz angewiesen. Als dies vorbei war, betrachteten die Fremden Alles mit Kennerblick, ließen anders machen, was ihnen nicht gefiel und zogen sich dann zurück.

Während der Dauer der schönen Jahreszeit empfingen sie in ihrem Pavillon gewählte und zahlreiche Gesellschaft; sobald aber der Herbst eintrat, wurden alle Geräthschaften eingepackt und nach Paris zurückgebracht, die Fremden ließen sich nur noch selten in Choisy-le-Roi sehen, die Thüren und Fensterläden des Pavillons blieben hartnäckig geschlossen.

Unsere Erzählung nimmt ihren Anfang gegen Ende eines finsteren Februartages. Der Anblick der Landschaft, deren Hauptzüge wir entworfen haben, ist ein ganz anderer geworden. Der Goldammer mit seinem goldenen Gefieder zwitschert nicht mehr in den Ästen; die Dampfböte gleiten nicht mehr fröhlich auf den ebenen Wellen der Seine hin; die Sonne bestrahlt nicht mehr die Häuser, welche die beiden Ufer des Flusses einschließen. Der matt graue Himmel gleicht einer unermeßlichen Bleidecke; ein feiner Regen, der seit dem frühen Morgen mit einem eintönigen Geräusch herabfällt, hat den Boden durchweicht und ihn mit breiten Wasserpfützen bedeckt; der Wind heult gegen die alten Bäume; das Wasser des Flusses, so glänzend, da es noch die Bläue des schönen Himmels widerspiegelte, ist trübe und schlammig geworden.

Zwei Männer, in abgerissenen Kleidern, schlichen seit einigen Minuten um den Wacht-Pavillon

herum. Mit Einbruch der Nacht ist die Kälte heftiger geworden und hat jeden Regentropfen, der an den entblätterten Zweigen hängen geblieben, in einen blinkenden Eiszapfen verwandelt.

Im Innern des Hauses ließ sich kein Licht sehen. Die beiden Männer, welche hart nebeneinander gingen, blieben in gleichem Momente stehen, als ob ein Gedanke sie festhielte. Alles war still ringsumher; in langen Zwischenräumen hörte man nur den scharfen Ton der Pfeife der Eisenbahn-Conducteure erklingen, oder das Gebell eines Wachthundes aus irgend einem vereinsamt gelegenen Bauernhofe.

Der eine der beiden Männer sagte mit leiser Stimme zu seinem Begleiter, indem er mehre der eigenthümlichen Spitzbubenausdrücke einmengte, die wir aber zum besseren Verständnisse des Lesers mit denen, die gang und gäbe sind, vertauschen:

„Du siehst, ich habe mich nicht geirrt: das Haus ist unbewohnt."

„Sehr wohl; es handelt sich nun darum, hineinzukommen, Du hast die Brecheisen."

„So ist es, Fisi."

Der Andere hob eine alte Blouse aus blauer Leinewand in die Höhe, welche nebst einem Paar Hosen von Drillich seine ganze Bekleidung ausmachte, die in der That wenig geeignet war, ihn gegen die Rauheit der Jahreszeit zu beschützen, und ließ seinen Kameraden einen Strick von mittlerer Dicke sehen, den er um den Leib geschlungen hatte.

„Hier ist der Strick!" sagte er.

„Da wäre ja alles Nöthige bei der Hand! Ich habe eine Blendlaterne, Licht und Nachschlüssel in der Tasche meines Rockes."

„Du bist recht glücklich, daß Du einen Rock hast; denn es wird verteufelt kalt."

In der That fiel auch Reif auf die fast nackten Glieder des Elenden, der den Strick, welcher seinen Leib umgürtete, losgebunden hatte. Kleine Eiszapfen hingen um die verwilderten Haare, die seine Oberlippe beschatteten; seine Zähne klapperten gewaltig. Er stand zusammengedrückt und schlug sich in die Seiten, ohne daß er sich erwärmen konnte.

„Wohlan, muthig!" — sagte sein Begleiter zu ihm — „ist die Beute gut, so kannst Du Dir morgen auf dem Temple (ein Trödelmarkt im Paris) Kleider kaufen."

„Wohl werde ich nach dem Temple gehen und mir einen ganzen neuen Anzug kaufen, doppelt mit Seide gefüttert."

Während er so sprach, hatte der Mensch einen Stein von ziemlicher Größe vom Boden aufgehoben.

„Den werden wir, glaube ich, brauchen können" — sagte er.

Der andere Kerl hatte indeß mehre Knoten an den Strick gemacht, befestigte den Stein an das eine Ende desselben und warf ihn auf das Gesims der Mauer. Der Stein fiel auf die andere Seite. Er zog den Strick fest an, klammerte sich mit Macht daran fest, und als er sich überzeugt hatte, daß er gut widerhalte, rief er:

„Zu Pferde!"

Er hing sich an den Strick, und in einem Nu hatte er die Kante der Mauer erreicht, auf welcher er ritt. Sein Kamerad folgte seinem Beispiel.

Um auf der andern Seite herabzusteigen, durften sie nur dasselbe Manoeuver wiederholen. Nachdem sie über den Hof gegangen waren, standen sie unter einem kunstvollen Schwibbogen, vor einer eichenen Thür, die undurchdringlich schien. Auf jeder Seite dieser Thür waren Fenster in der Höhe der Brustmauer, die sie sogleich untersuchten. Diese Fenster waren durch starke Sommerladen verschlossen, welche durch breite Schlußstangen mit halbglatten Eisen beschlagen, und durch Vorsteckeisen festgehalten und von innen durch geheime Vorlegeschlösser gehalten wurden.

„Hier ist es nicht möglich einzudringen, wegen der Vorlegeschlösser. Untersuchen wir das Thor.“

„Sieh, es ist ein gewundenes Schloß.“

„Gebohrt?“

„Nein, gezackt.“

„Das ist gut, da werden wir es vielleicht bald öffnen können.“

Die beiden Gauner hatten fast alle falschen Schlüssel ihres Bundes versucht, als die Thür sich auf ihren Angeln bewegte.

Sie hielten einige Augenblicke inne.

„Wir wollen horchen!“ — sagte der Eine, bevor sie sich entschlossen, einzutreten.

„Ich höre nichts“ — versetzte der Andere — „gieb das Licht her. Glück zu!“

„Das Haus ist reich. Hier muß es viel zu greifen geben.“

Sie hatten eben die Thür des Vorsaals verschlossen und glaubten sich sicher, als sie das Geräusch der Schritte zweier Leute hörten, welche auf dem Kies der Straße einherschritten und vor dem Gitter, welches am Eingange des Hofes sich befand, stehen blieben. Ein Schlüssel ward im Schlosse umgedreht, das Gitter sprang auf, und zwei in weite Mäntel gehüllte Männer traten in den Hof und gingen auf das Haus zu, nachdem sie vorher sorgfältig wieder zugeschlossen hatten.

Die zuerst Angekommenen hatten durch zwei Schiebfensterchen, die in den Feldern der Thür angebracht waren, Alles gesehen, was vorgegangen.

„Schön Dank, wir sind ertappt“ — sagte der Jämmerlichste der Beiden — „verbergen wir uns!“

„Dieser Zärtling zittert immer; haben wir nicht gut geschärfte Messer?“

„Wohl, aber diese Männer scheinen mir ganz von der Art, daß sie sich vertheidigen werden. Das Sicherste ist, wir verbergen uns; wir werden vielleicht unsere Rechnung finden, wenn sie zu Bett sind, und dann muß man sie eben so gut tödten, wie jetzt.“

Nachdem diese wenigen Worte rasch mit unterdrückter Stimme gewechselt worden waren, verkrochen sie sich hinter die Thür eines kleinen Behälters; löschten jedoch vorher das Licht in ihrer Blendlaterne aus.

Es war höchste Zeit, die Neuangekommenen traten in das Gemach, welches Jene eben verlassen hatten, und zündeten bald darauf eine Lampe an.

Die in dem kleinen Behälter versteckten Gauner konnten nichts sehen, wohl aber Alles hören.

„Wer von uns geht in den Keller?“ — sagte der Eine der Neuangekommenen.

„Wohl Sie? Herr Marquis.“

„Es sei, während dieser Zeit werden Sie, mein Herr Intendant, Feuer anmachen; ich muß mich ein wenig erwärmen.“

Der Marquis nahm einen Schlüssel, der an der Wand, in der Nähe der Thür des Behälters hing, und ging aus dem Saal.

„Hast Du es wohl gehört?“ — sagte Delicat zu seinem Cameraden — „es scheinen Herren von hohem Stande zu sein. Ein Marquis und sein Intendant. Da muß es Geld geben!“

„Willst Du wohl Dein Maul halten! Der Marquis kommt schon wieder.“

In der That trat der Marquis in den Saal, den er eben verlassen hatte, das Feuer brannte in dem Kamin, er nahm aus einem Wandschrank zwei Gläser und etwas Biscuit.

„Hier habe ich“ — sagte er — „eine von den alten Flaschen vom Landstrich Naugrot, die wir nur bei feierlichen Gelegenheiten entpfropfen, auf die Gesundheit des Vaters Loiseau.“

„Dieser arme Goldschmied“ — antwortete der Andre mit untermischten Ausdrücken der Gaunersprache, die er im fernern Gespräche ebenfalls häufig anbrachte — „ist in der Lage, in welcher er sich jetzt befindet, nicht so zufrieden, wie wir Beiden.“

„Man muß gestehen, der Vicomte von Lussow ist ein wahrer Gott, ein Seher, er weiß Alles, er sieht Alles, er ist überall.“

„Du hast ihm seinen Theil gegeben?“

„Ja, zehntausend Franks in Bankbillets. Damit war er zufrieden. Der Vicomte ist ein vernünftiger Mann.“

„Und klug: die Billets sind ohne Namen.“

„Wir wollen diese Waare besehen.“

„Hörst Du, wie sie Rothwelsch sprechen?“ — sagte Delicat — „es sind Diebe.“

„Du hast recht, es sind Diebe, und noch dazu großartige.“

„Ja Diebe, die eben einen großartigen Fang gemacht haben.“

„Sieh diese Ohrgehänge“ — sagte der Marquis zu seinem Intendanten, während Delicat und sein Camerad mit leiser Stimme in dem kleinen Behälter plauderten — „so viele Ringe, Nadeln, Ketten und ungefaßte Diamanten. Ihr Werth beträgt mehr als 50,000 Franks.“

„Du siehst, mein theurer Marquis, daß ich immer ziemlich gut arbeite, unter uns gesprochen, mein Pferd ist keine Schindmähre.“

„Das ist wahr.“

„Die falschen Schlüssel thaten ihre guten Dienste. Nicht wahr?“

„Der Vater Loiseau würde mit seinen eigenen Schlüsseln nicht leichter geöffnet haben.“

Der Marquis zog seine Uhr heraus.

„Bald neun Uhr" — sagte er — „es ist Zeit, sich wieder auf den Weg zu machen. Wir haben diesen Abend noch viel zu vollbringen. Trage den Fang in das Versteck, wir wollen fort, und die Sachen späterhin an den Hehler verkaufen."

Der Intendant warf in seinen Hut mehre grüne und rothe Maroquin-Kästchen, die er daraus hervorgeholt hatte, und verließ das Zimmer.

Nachdem dies geschehen, kam er in wenigen Minuten wieder zurück und sagte: „Nun wollen wir fort!"

„Welcher Treffer, mein alter Coco-Desbraises, sie ziehen ab."

„Ja, mögen sie nur gehen, wir aber werden mit dem Versteck dieser Reichen ein Paar Worte sprechen."

Als der Marquis und sein Intendant fort waren, traten Delicat und Coco-Desbraises aus ihrem kleinen Behältnisse, in welchem sie sich verborgen gehalten hatten, in der Hoffnung, das Versteck zu finden, von welchem sie hatten sprechen hören. Sie fingen an, die Schränke aufzubrechen, aber alle Schlösser waren geöffnet, und alle Schränke waren leer. Sie suchten mit wilder Raubgier umher, ohne etwas finden zu können; endlich wollten sie an dem Keller Rache nehmen, dessen Thür sie mit dem Schlüssel öffneten, der in dem Speisesaal hing; aber dieser Keller war eben so leer, wie alle Schränke, die sie bereits untersucht hatten; nur eine Flasche weißen Weins fanden sie dort, welche sie in zwei Zügen leerten.

„Das ist eine verdammte, niederträchtige Geschichte,

kein Liard bei einem Marquis" — sagte Delicat — „Hier hat der Teufel sein Spiel."

„Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu" — sagte Coco-Desbraises — „aber wo mögen sie nur die Waare des Goldschmidts versteckt haben, den sie bestohlen?"

„Ich verliere den Kopf darüber! Wenn Du willst, fangen wir nochmals an, überall nachzugraben. Der Fang ist hier; daran ist nicht zu zweifeln. Wir müssen ihn finden."

Die neuen Nachforschungen blieben ganz eben so erfolglos, wie die zuerst gemachten.

„Nichts!" — sagte endlich Coco-Desbraises, der von einer furchtbaren Wuth ergriffen wurde.

„Camerad!" — entgegnete Delicat — „wenn Du mit einstimmst, so stecken wir das Haus an, da wir nichts finden können."

„Das wäre unrecht. Jene sind vielleicht nicht die Eigenthümer."

„Warum sollte es nicht ihr Eigenthum sein, da ja der Eine dieser Diebe Marquis und der Andere Intendant ist? Das ist eine saubere Geschichte, daß Vornehme, die von Adel, Spitzbuben sind, und noch dazu ausgefeimte Spitzbuben."

„Es ist wahrhaftig drollig. Es sind reiche Kauze. Warum tragen sie ihre Haut zu Markte und stehlen?"

„Wie aber, wenn es Polizei-Spione wären?"

„Was das wieder für eine Dummheit ist! Ein Marquis und ein Intendant werden Polizei-Spione sein! Es verdrießt mich nur, daß ich sie mir nicht ansehen konnte."

„Hast Du bemerkt, wie sie sprachen? Man möchte sie für Strauchdiebe oder Gascogner halten?"

„Jedenfalls sind es durchtriebene Gauner, da sie ihre Beute so gut versteckt haben."

„Du hast recht; aber wenn man so reich ist und sich doch der Gefahr aussetzt, auf die Galeeren zu kommen, das finde ich doch sehr dumm."

„Es ist vielleicht eine Leidenschaft bei ihnen. Aber wenn man Diebstähle von 50,000 Franks dem Hehler zu verkaufen hat, da kann man wohl schon was auf's Spiel setzen. Das nenn' ich doch noch einen Diebstahl! Wie glücklich sind doch diese Hallunken!"

„Da kannst Du Dir immer das Herz abfressen, Du wirst die Sachen doch nicht anders machen; das Wasser strömt immer dem Flusse zu."

Während sie so schwatzten, durchliefen Delicat und Coco-Desbraises alle Winkel des Hauses. Zu ihrem großen Verdrusse aber fanden sie nichts, was sich der Mühe lohnte, mitgenommen zu werden. Nur Delicat entdeckte in einer Remise einen Überrock und ein Paar Hosen, die seit langer Zeit dort liegen mochten und mit Staub bedeckt waren, und wollte sich durchaus damit bekleiden.

Auf demselben Wege, wie Delicat und Coco-Desbraises in den Pavillon gekommen waren, machten sie sich wieder auf den Rückzug, und nachdem sie kurze Zeit einen Fußpfad eingeschlagen, der an den bebauten Feldern sich hinzog, gelangten sie auf die Chaussee, die nach Paris führt.

Der Marquis und sein Intendant, welche auf der

Eisenbahn nach Paris zurückgefahren waren, trennten sich auf der Station. Der Intendant stieg in ein Cabriolet, der Marquis ging zu Fuß weiter, indem er sich tief in seinen Mantel hüllte, so daß sein Gesicht kaum halb hervorblickte. Als er auf das Boulevart de L'Hôpital gelangt war, blieb er einen Augenblick stehen, und ging dann einige Schritte zurück. Endlich, als er dieses Manöver mehre Male wiederholt hatte, ging er in ein Haus ohne Portier, dessen Thür durch ein geheimes Schloß verschlossen war. Langsam kletterte er vier Treppen in die Höhe und trat in ein kleines viereckiges Zimmer, dessen Thür er sorgfältig hinter sich verschloß.

Ohne Zeitverlust legte er die sehr elegante Kleidung ab, die er anhatte, und zog Kleider an, wie sie gewöhnlich die Eigenthümer oder Führer von Schiffen tragen. Als dies geschehen, ging er wieder fort, über den Quai hinüber, stieg das steile Ufer hinab, band das Boot los, welches er schon vorher gemiethet hatte, und überließ sich dem Lauf der Seine. Als er auf die Höhe des Platzes Hôtel de Ville gelangt war, band er sein Boot an einem der großen eisernen Ringe fest, die von der Brustwehr herabhängen, und schlug den Weg ein in die enge und dunkle Winkelgasse, welcher man den Namen Rue des Teinturiers beigelegt hat.

II.

Bei der bereitwilligen Mutter.

Paris verliert täglich einige Züge seiner eigenthümlichen Physiognomie. Dank der Fürsorge unserer Bauverwaltung, breite und freie Wege treten immer mehr und mehr an die Stelle der engen und finstern Winkelgassen der alten Cité von Paris. Die Künstler führen Klagen um die Giebelhäuser, um die Fenster mit Spitzbögen, um die leichten mittelalterlichen Thürmchen, von denen bald die letzte Spur verschwunden sein wird; unsere neuen Bauarten, welche sich unter einander wenig ähnlich sehen, unsere breiten, mit Trottoirs belegten Straßen, von Gas beleuchtet, haben zwar, wir gestehen es ein, nicht den phantastischen Anstrich, der einer träumerischen Phantasie so sehr zusagt, weshalb wir auch die Klagen der Freunde des Pittoresken und der Architekten sehr wohl begreifen, aber wir sagen es, selbst auf die Gefahr hin, für prosaisch gehalten zu werden, frei heraus, daß wir den Sachen, wie sie uns heut vor Augen stehen, vor den einstmaligen den Vorzug geben.

Die Hauptstadt ist seit einem Jahrzehend besonders auffallend verschönert worden, doch giebt es auch hier und dort einzelne Gebäude, ja sogar einige Straßen, welche noch an das Paris unserer guten Voreltern erin-

erinnern. Diese Gebäude und Straßen aber werden von allen Seiten durch die neue Stadt in die Enge getrieben, und die Reihe, zu verschwinden, wird ohne Zweifel sehr bald auch an sie kommen.

Wer von unsern Lesern würde sich nicht, wenn er an einem Abend ein schöngebautes Stadtviertel durchlaufen, das belebt und von tausend hellflammenden Gaslichtern erleuchtet ist, von der größten Verwunderung ergriffen finden, wenn er plötzlich in eine Straße einwendet, und in eine jener Winkelgassen käme, in die Einen nur der Zufall führt, und deren Namen aller Welt unbekannt sind, wie Rue du Clos-Georgeot, des trois Sabres, de la Masure, de la Tuerie, alte Laternen-Gasse, Rue Grénier sur l'Eau, Saint-Bon, Brisemiche und Ähnliche.

Die Rue de la Tannerie ist eine jener Gassen, durch die man nicht durchgehen kann, ohne das Gefühl eines unaussprechbaren Mißbehagens zu empfinden, welches die Schritte beflügelt, ohne daß man sich von der Empfindung, welcher man gehorcht, Rechenschaft zu geben vermag. Die Dunkelheit wird kaum von der blassen, stets dem Erlöschen nahen Flamme einer alten Straßenlaterne erhellt, und bei Tage ist es noch bei weitem düsterer.

Die Häuser dieser Straße scheinen alle auf ihrem Grunde so wenig fest zu stehen, daß man sich wundert, sie beim geringsten Stoß, beim leisesten Windhauch nicht eins über das andere fallen zu sehen, wie Kartenhäuschen, welche ein Kind anbläst.

Doch man vergleiche diese Häusertrümmer nicht mit den Ruinen, die man bisweilen mitten in einer schönen

Landschaft erblickt, die zu gewissen Stunden von den Sonnen-Strahlen vergoldet werden, auf welchen sich der Epheu mit seinen breiten, dunkelgrünen Blättern ausbreitet, und die Glockenblumen mit ihren blauen Glocken, welche von der Hand des Schöpfers selbst hieher gepflanzt scheinen, um uns ins Gedächtniß zu rufen, daß nichts, was hier auf Erden besteht, vergehen kann, ohne sofort durch ein Anderes ersetzt zu werden. Die Häusertrümmer der Rue de la Tannerie haben nichts Ehrwürdiges, sie erinnern nur an den tiefen Fall des Lasters.

Durch niedere Thüren, von unregelmäßiger Gestalt, tritt man in die Häuser. Das Licht fällt durch Luken ein, in welche die Art von Fenstern angebracht ist, welche das Volk zur Zeit der ersten Revolution Guillotinen-Fenster nannte, ohne Zweifel darum, weil ihre Form an die der furchtbaren Maschine erinnerte, welche damals auf öffentlichem Platze arbeitete.

Die Nässe, welche die bejammernswerthen Bewohner dieser Kammern hinrafft (denn auch in der Rue de la Tannerie und in allen Straßen, die ihr gleichen, werden Menschen geboren, lieben und sterben), tropft an den schlecht bekalkten Mauern herab und fällt in schwarzen Tropfen zu Boden, die einen krankmachenden Geruch aushauchen.

In der Rue de la Tannerie giebt es nicht eine einzige Werkstatt, nicht ein einziges Magazin, welches nicht einem lichtscheuen Erwerbszweige gewidmet wäre. Die höhlenartigen Behälter, denen die aufschneidenden Eigenthümer die Namen: Buden beigelegt, sind alle von Leuten besetzt, die verdächtige Gewerbe treiben, von Tröd-

lern der untergeordnetsten Art, von Leuten, die mit alten Schuhen handeln, von Lumpensammlern, Eisenkrämern und Ähnlichen.

Den einzigen, der die Ecke der Rue Planche Mibray einnimmt, ausgenommen, giebt es in der Rue de la Tannerie keinen einzigen Weinhändler. In der Rue de la Tannerie wird kein Wein getrunken, höchstens Branntwein.

Die Rue de la Tannerie wird von einer so engen Straße durchschnitten, daß zwei Menschen nicht neben einander in derselben gehen könnten, von der Rue des Teinturiers. Diese Straße fängt an der Vannerie-Straße an und mündet an der Seine, indem sie den ganzen Quai de Gèvres entlang geht; seit einigen Jahren hat jedoch die Administration den Theil, welcher von der Rue de la Tannerie an das Ufer des Flusses führt, durch starke Gitter schließen lassen.

Eins dieser Gitter ist von einer Seite in die Mauer des Hauses Nr. 31 der Rue de la Tannerie eingehauen. Dieses Haus ist vierstöckig gebaut; eine gewölbte eiserne Thür, welche gewaltig mit Eisen beschlagen ist und in welche man ein Schiebefenster angebracht hat, das mit drei Windstangen aus geschmiedetem Eisen versehen und von einer kleinen Thür von Eisenblech verschlossen werden kann, läßt, wenn sie offen ist, eine Wendeltreppe sehen, welche bis zu den obersten Stockwerken hinaufführt und der ein schwarzes und glänzendes Seil als Geländer dient. Diese Thür, so wie die Bude, welche das unterste Stockwerk einnimmt, sind grün angestrichen. Alle Fensterscheiben dieses Hauses sind mit einer dicken

Lage von spanisch Weiß überstrichen, nur in einem derselben, welches an die Bude angebracht ist, die ganz allein das unterste Stockwerk ausmacht, hat man einen kleinen runden Raum freigelassen, in welchem häufig ein verkündendes Auge zu sehen ist, das dazu bestellt, den Vorübergehenden, die es noch nicht wissen, den Erwerbszweig anzuzeigen, der in dem Hause Nr. 31 der Rue de la Tannerie ausgeübt wird.

Die Bude ist in zwei Theile getheilt, zwischen welcher sich eine Zwischenwand befindet, die einstmals Glasscheiben hatte, deren Rauten aber seit langer Zeit zerbrochen und durch geöltes Papier ersetzt worden sind. Die Bude, im eigentlichsten Sinne, enthält nur einige mit Wachsleinwand bedeckte Tische, die noch nie abgekehrt wurden, wenn nicht durch die Ellbogen der Gäste, einige Stühle und einige schwerfällige Sessel. Der Schenktisch, auf welchem einige Flaschen, zerbrochene Gläser und zinnerne Gefäße in einer Reihe aufgestellt sind, besteht in einigen alten Untersätzen aus wurmstichigem Eichenholz. Der Stuhl der Wirthin, welcher dahinter steht, ist mit einem Sitzkissen bedeckt, welches, früher schwarz, schon fast ganz roth geworden ist. Dieser Lehnstuhl hat einen Arm in einer der Schlachten verloren, welche hier geliefert worden, und durch die vielen Wunden, die ihn bedecken, dringt das Haar und die sonstige Füllung hervor, welche er in seinen Seiten einschloß.

Dieser bescheidene Thron wird von einer Frau von ungefähr 55 Jahren eingenommen, die groß, mager ist und blaßblaue Augen hat. Der unmäßige Gebrauch des Schnupftabaks hat die Seitenflügel ihrer langen und

eingedrückten Nase beträchtlich auseinander gezogen, ihr Mund, von außergewöhnlicher Größe, ist nur von schwarzen unregelmäßigen Zähnen besetzt. In ihr röthliches Haar haben sich schon einige graue Härchen eingeschlichen; sie trägt ein rothes, in Schleifen gebundenes Tuch um den Kopf; ihre Ohrgehänge bestehen aus sehr schönen Brillanten; ihre magern und vielleicht etwas schmutzigen Finger sind mit Ringen überladen; eine dicke Kette, an der eine goldene Uhr hängt, ist funfzehn bis zwanzig Mal um ihren Hals gewunden, an ihrem Gürtel hängt ein silberner Halter, an welchem Schlüssel und ein Messer hängen.

Diese Frau hat neben sich eine Flasche mit Absinth stehen, welcher sie jeden Augenblick die schwesterlichsten Umarmungen zu Theil werden läßt.

Die Odalisken ihres bescheidenen Harems sind auf verschiedene Weise beschäftigt, mehre trinken, Einige legen sich die Karte, Andere rauchen, weil ihnen Cigarren fehlen, den schlechtesten Kaporal aus Stummelpfeifen.

Mit Erlaubniß des Lesers wollen wir uns nicht länger bei diesen armen Mädchen aufhalten, und treten in den hinteren Saal. Sobald unsere Blicke durch den dicken Tabaksqualm durchgedrungen sind, der dieses Zimmer anfüllt, werden wir die Leute, die hier versammelt sind, näher betrachten.

Ihr Aussehen bietet nichts Auffallendes dar, sie sind fast wie alle Leute gewöhnlichen Schlages gekleidet, außer daß sie eine besondere Vorliebe für schreiende Farben zu haben scheinen, die Toilette Einzelner von ihnen wäre untadelhaft, gäben ihnen nicht dicke goldene Ketten und

auffallende Berloks den Anstrich eines ganz eigenthümlichen schlechten Geschmacks. Das Costüm der Andern ist das anständiger Handwerksleute in ihrem Sonntagsstaate. Diejenigen, welche nur eine Blouse und eine Leinwandhose tragen, halten sich im Hintergrunde. Welches übrigens auch ihre verschiedene Tracht sei, alle diese Leute scheinen sich zu kennen. Wir befinden uns in einem wirklichen öffentlichen Hause (Tapis franc), und die Leute, in deren Gesellschaft wir den Leser geführt, sind Stammgäste dieser Kneipe, deren Namen jetzt alle Welt kennt.

Tapis francs giebt es in den vornehmsten Vierteln der Stadt, ebenso wie in den schmutzigen und krummen Gassen der Cité und des Viertels Hotel de ville, einiger Faubourgs und des Maubert-Platzes. Es giebt dergleichen Häuser für alle Klassen von Thunichtsguts, für die kleinen Diebe unbedeutender Gegenstände, so wie für die Gauner mit Titeln und Decorationen der guten Gesellschaft.

Wir wollen es uns nicht verhehlen, es giebt derartige Schurken, welche glauben würden, ihrer Ehre zu nahe zu treten, ja wohl, ihrer Ehre zu nahe zu treten, wenn sie einen solchen Ort besuchten, in welchen wir eben unsere Leser eingeführt haben, weil der Gang dieser Erzählung es erforderte.

Die öffentlichen Häuser der großen Glücksritter (der Gaunerschaft erster Klasse), auf die wir noch später zurückkommen werden, sind mit vielem Luxus decorirt und tageshell erleuchtet. Hier findet man nur Leute mit braunen Handschuhen und mit Glanzstiefeln. Entgehen

sie etwa dadurch der Wachsamkeit der Polizei? Erklärt diese nur dann dem Laster den Krieg, wenn es in Lumpen gehüllt ist? Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen den öffentlichen Häusern und den gemeinen Kneipen, welche nicht allein solche Diebe, die überall umherstreifen, sondern auch heruntergekommene Handwerker besuchen, sowie die Kutscher von Miethswagen und die Inhaber von Schlafstellen für freie Mädchen und Vagabonde; auf Etablissements letzterer Art ist der Name: Tapis franc nicht anwendbar, denn es ist nicht nöthig, die Schliche der Diebe zu kennen und zu begünstigen, um einem Schenkhause vorzustehen, in welchem Allem und Jedem Getränke dargereicht werden.

Die Polizei, welche diese Kneipen häufig besucht, fischt, so zu sagen, dort im Trüben; so oft sie die Angel auswirft, bringt sie einen Dieb zur Untersuchung, einen Galeerensträfling, der sich von der Ruderbank losgerissen. Doch bisweilen strandet sie auch. Wenn dies geschieht, stellt sie eine Falle auf. Der Wirth der Kneipe jedoch, in dessen Interesse es liegt, diejenigen zu schützen, von denen er lebt, und der weiß, daß die Polizei dem Sprichwort: was gut zu fangen, ist gut wiederzugeben, zu großen Spielraum gewährt, bedient sich eines Stichwortes oder eines Signals, um seinen Schützlingen die Nähe der Polizei anzuzeigen: einer, auf gewisse Weise hingestellten Flasche, eines vierpfündigen Brotes, das an die Fensterscheibe gelegt wird und Ähnliches.

Die wahre Spitzbubenkneipe, die wir fortan mit dem Kunstausdruck Tapis franc bezeichnen werden, und die Zahl dieser Kneipen in allen großen Mittelpunkten

der Bevölkerung, ist viel bedeutender, als man wohl in der Regel glauben mag, ist ein der Polizei wohlbekannter Ort, welchen sie fortwährend scharf im Auge hat, was ihr jedoch in der Regel nichts nützt, denn die Inhaber dieser Art von Etablissements sind ihrerseits stets auf der Hut und bieten Alles auf, um Maaßregeln, die ihnen nachtheilig werden können, erfolglos zu machen.

Das Metier des Inhabers oder der Inhaberin eines Tapis franc, mögen sie nun Zimmervermiether, Kuppler oder Bordellwirthe sein, besteht darin, das Geschäft, welches sie als ihr eigentliches treiben, zu verstecken, nämlich die Hehlerei. In einem Tapis franc heben die Diebe ihre Instrumente auf und richten sie auch zu, hier verstecken sie sich, hierher bringen sie ihre Beute, hier nehmen sie die Theilung vor, hierher flüchten sie unter angenommenen Namen, wenn sie gar zu sehr sich verfolgt sehen.

Die Inhaber der Tapis francs sind das für die Diebe von Profession, was die sogenannte Herbergsmutter für die Gesellschaft im Tour de France. Hier findet der Dieb, der entwischt oder in Freiheit gesetzt worden ist, wenn er sein altes Handwerk weiter betreiben will, ohne daß er seine Börse aufmachen darf, sobald er bekannt ist oder wenn er nur eine Empfehlung von irgend einem berüchtigten Gauner aus dem Bagno oder aus den Gefängnissen mitbringt, Wohnung, für die von ihm ausgeübte Art der Spitzbüberei passende Kleider, die nöthigen Pässe, Ausweise und Instrumente. Ein Gauner, der schon mehre Strafen ausgehalten hat, erhält sogar das Recht, an dem ersten Gaunerstreich Theil zu nehmen;

will er davon fern bleiben, so erhält er fünfundzwanzig Procent von dem Verkaufsertrage des gestohlenen Gutes.

„Haltet die Mäuler!“ — sagt eben ein Mann, der an einem Tische im Hintergrunde sitzt, an alle im Saale Anwesenden gewendet — „und spitzt die Ohren!“

Das Durcheinander der einzelnen Gespräche hörte plötzlich auf, und Alle nähern sich dem, welcher eben gesprochen.

Dieser, von schlanker, gedrungener Gestalt, scheint etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt zu sein, das in einen Rahmen eines vollkommen gestutzten schwarzen Bartes eingeschlossene Gesicht hat einen eigenthümlich vornehmen Ausdruck, und nur der volle Scharfblick eines aufmerksamen Beobachters würde in dieser Physiognomie einen gewissen Ausdruck von Härte entdecken, der gewöhnlichen Augen gewiß entgehen müßte. Sein Anzug besteht aus einer blauen Jacke mit schwarzen Knöpfen aus Knochen, aus weiten, rothgestreiften Zwillich-Hosen, die an den Hüften durch einen Gürtel von gleicher Farbe festgehalten werden, sein Hemde, aus carirtem Baumwollenzeuge, wird auf der Brust durch einen kleinen silbernen Anker mit Spangen festgehalten, unter dem Hut aus lackirtem Leder von sehr niederer Form, mit breiten Krämpen, drängen sich dicke Haarlocken vor, von einer Schwärze, wie Ebenholz.

Dieser Mann, welcher ganz wie ein Schiffer gekleidet war, gehörte doch nicht zu diesen fleißigen Arbeitern, denn seine Hände verriethen keinesweges die rauhen Arbeiten, mit welchen diese sich beschäftigen.

Es ist bereits Mitternacht. Der Augenblick des

Der Schiffsmann ging auch fort, nachdem er der alten Frau, die am Schenktisch saß, einige Worte gesagt hatte.

„Der ist sehr reich, sehr, — antwortete sie ihm — man wird Deine Befehle erfüllen, mein Junge; hier hast Du einen Schlüssel.“ Dann wandte sie sich zu ihren Odalisken und fuhr fort: „Begebt Euch zur Ruhe meine Puttchen, es wird diese Nacht Gäste geben.“

Die Frauenzimmer begaben sich zur Ruhe, und nur wenige blieben in dem Saale, in welchen wir den Leser eingeführt haben, die erst viel später sich entfernen durften.

Die Wirthin verließ den Platz nicht, den sie einnahm, und that fortwährend mit der Flasche schön. Das dumpfe Geräusch, welches aus dem vordern Saal herüberdrang, beunruhigte die Alte nicht, die aus Erfahrung das aufgeregte Wesen ihrer Gäste kannte.

Nachdem Rupin fortgegangen war, nahm ein Mensch, dem die Gemeinheit des Characters auf das Angesicht geprägt war, das Wort. Es war Delicat, der eben mit Coco-Desbraises einige Worte gewechselt hatte:

„Sind wir denn Rupins Bediente, daß er sich die Macht herausnimmt, uns auf Stehlen auszuschicken? — sagte er — er hat uns gut befehlen: Tödtet die Bürger und werft sie in den Fluß, bringet dann das Geld, die Uhren, das Silberzeug, die Waaren hierher; ich werde Alles verkaufen und zwei Theile für mich nehmen. Ist das wohl recht so?“

„Nein, nein, das ist nicht recht!“ riefen Alle, die Delicats Worte gehört hatten.

„Das ist aber noch nicht Alles“ — nahm Letzterer wieder das Wort — „wir müssen diesen Menschen, die uns mit Aufträgen belasten, die selbst nur mit der Zunge arbeiten, ihr Theil abgeben; sie ertheilen uns allerdings Aufträge zu Diebstählen, die nicht übel sind; aber auch wir finden im Herumspazieren, was wir gebrauchen.“

„Das ist in jeder Beziehung wahr“ — nahm ein Mann das Wort, den die Andern Mauvais Gueux nannten, ein Beiname, den er in jeder Beziehung verdiente. „Nur um sie die Herren spielen zu sehen, müssen wir uns der Gefahr aussetzen, jeden Augenblick zum Tode verdammt zu werden. Das heißt doch gar zu sehr sich ausquetschen lassen, daß wir ein so gefährliches Spiel für diese Herren treiben, die uns keines Blickes würdigen, wenn sie uns auf der Straße begegnen.“

„Und die zu Euch sagen: Nein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; wenn Ihr ihnen einen freundschaftlichen Gruß bietet“ — fügte Coco-Desbraises hinzu.

„Hättet Ihr so vielen Muth wie ich, Ihr gäbet diesen Gelegenheitsmachern nichts!“

„Wir müssen unsere Leiber nicht mehr für diese Poltrons der Gefahr des Todes aussetzen.“

„Poltrons!“ schrie ein Mensch, der bis jetzt noch nicht mitgesprochen hatte — „Poltrons! Ihr würdet keine solchen Schmähungen ausstoßen, hättet Ihr sie jemals bei der Arbeit gesehen. Sie Poltrons, die im Nothfall eher den lieben Herrgott erdosseln würden, als daß sie sich fangen ließen. Man muß daher nicht auf sie schel-

ten, wenn sie abwesend sind, da sie zur rechten Stunde hier sein werden."

„Hört doch Vernier den Blaustrumpf, wenn Ihr Euch wollt umbringen lassen" — fiel Delicat ein — „so laßt nur auf Euch losschlagen, Rupin und dieser Räuber aus der Provinz werden Euch schon zurecht machen, wie sie den langen Louis und den Carl mit der schönen Halsbinde zurecht gemacht haben."

„Ihr bringt mich mit Euren Reden alle in Schweiß" — sagte Mauvais Gueux — „ist es denn so schwer, sich dieser Herren zu entledigen? Wenn Ihr mir die Hand bieten wollt, so übernehme ich es, mit ihnen fertig zu werden."

„Ist das Dein Ernst?" — sagte Coco-Desbraises — „wenn er es ist, so will ich Euch einen glanzvollen Gedanken mittheilen."

„Laß Deinen Gedanken hören! Deinen Gedanken!" — schrieen Alle auf.

„Wohlan! — wenn Ihr Alle dabei seid, so werden wir einen trefflichen Fang machen und ohne Gefahr. Man muß diesen beiden Particuliers nachschleichen, so daß man herausbekommt, wo sie wohnen, dann versteckt man sich die Nacht hindurch, und des Morgens um sechs Uhr ist man an ihrer Thür, um sie fortgehen zu sehen, bei der ersten Gelegenheit macht man ihnen den Garaus, und wenn sie um die Ecke gebracht sind, dringt man in ihre Behausung ein."

„Bravo! Bravo!" — schrie die ganze Bande.

„Die, welche mit einstimmen, daß die Rupins um die Ecke geschafft werden, mögen die Hände aufheben."

Alle, Vernier der Blaustrumpf ausgenommen, folgten dem Beispiel Delicats. Dieser Widerstand gegen den allgemeinen Willen erregte einen Sturm gegen den Ausschließlichen.

„Also wollt Ihr Eure Cameraden morden, um sie zu berauben" — sagte er zu diesen Räubern — „sie geben Euch Befehle, sagt Ihr, und das gefällt Euch nicht, gut, so stehlt auf Eure eigene Faust, aber Menschen umzubringen, die Euch täglich Anleitungen geben, durch welche Ihr fast ungestraft stehlen könnt, das ist eine Dankbarkeit nach Capahut, der die Umgegend von Paris lange Zeit unsicher machte und seine Laufbahn auf dem Schaffot beschlossen hat. Er hatte die Gewohnheit immer zu reiten. Wenn er nun von der Arbeit (vom Stehlen) kam, und von einem Mitschuldigen begleitet wurde, so war es für diesen ein Unglück, wenn die Theilung bereits erfolgt war. Sobald nämlich Capahut mit dem Cameraden an einen abgelegenen Ort gelangt war, so ließ Ersterer irgend einen Gegenstand auf die Straße herabfallen, dann spornte er sein Pferd so, als wollte er es herumwenden und halten lassen. Doch da er eben absteigen wollte, bückte sich sein Begleiter, um ihm die Mühe zu ersparen. Sofort griff Capahut nach einer Pistole, und sein Gefährte hatte aufgehört zu leben. Doch Euren Vorsatz sollt Ihr nicht zur Ausführung bringen; ich werde Rupin davon unterrichten."

Während der Zeit, daß dieses Gespräch geführt wurde, hatte man mehre Flaschen geleert, die Köpfe waren sehr heiß geworden, und die Widersetzlichkeit Ver-

niers des Blaustrumpfs konnte daher gar nicht übler aufgenommen werden, als es hier geschah.

„Wir werden Dir keine Zeit lassen, es den Rupins zu stecken!“ — sagte Delicat.

„Recht so“ — fügte Mauvais Gueux hinzu — „man muß ihn tödten.“

Vernier der Blaustrumpf war nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ. Da indessen die Banditen alle sich mit Messern bewaffnet hatten und von Delicat, Mauvais Gueux und Coco-Desbraises aufgehetzt, aufbrachen, um sich auf ihn loszustürzen, erkannte er, daß es Thorheit wäre, den Versuch zu machen, allein einem Dutzend durch Wein und Wuth aufgeregter Menschen zu widerstehen. Er zog sich bis an die Thür der Kneipe zurück, öffnete diese rasch und entfloh durch die kleine Rue des Teinturiers.

Die Angreifer, welche auf der Straße keinen Kampf wagen wollten, der unbedingt auf dem Kampfplatz einen Auflauf erregt hätte, dachten nicht daran, Vernier den Blaustrumpf zu verfolgen; dieser jedoch, welcher sie alle schon auf seinen Fersen zu haben glaubte, lief mit solcher Hast, daß er zwei Frauen überrannte, indem er über die Rue de la Tannerie hineilte.

Vor Schrecken, Schmerz und Furcht erhoben die beiden Frauenzimmer ein gellendes Geschrei, sie riefen nach Hilfe; aber das lautloseste Schweigen herrschte in dieser öden und matt beleuchteten Straße, deren finsterer Anblick ihre Ängstlichkeit noch steigerte. Die eine der Frauen hatte es endlich so weit gebracht, aufzustehen, mühte sich jedoch vergebens ab, ihre Begleiterin ebenfalls

auf-

aufzurichten; es wollte nicht gelingen. Diese fühlte ihre Kräfte sinken und sagte zu ihrer Freundin:

„Beeile Dich, meine theure Laura, klopfe an die nächste Thür; ich sterbe, wenn ich nicht bald Hilfe finde.“ Ganz erschrocken lief Laura sogleich an die Straßenecke, um den Wagen dort aufzusuchen, der sie hergebracht hatte. Unglücklicherweise fand sie ihn nicht. Sie kam sogleich auf den Platz zurück, wo ihre Freundin geblieben war, welche vor Schmerz und Angst zu weinen anfing. Während Laura umherspähte, glaubte sie einen schwachen Lichtschein im Innern des Hauses zu bemerken, aus welchem der Mann herausgekommen war, der sie umgerannt hatte. Sie klopfte mit den Fäusten an die Thür, Niemand antwortete; in der höchsten Ungeduld griff sie von der Erde einen Stein auf und pochte damit von Neuem mit verdoppelten Schlägen.

„Heilige Mutter Gottes! Wer poltert noch so spät?“ antwortete von Innen eine Stimme, wie von einem Instrumente, an welchem alle Saiten zerrissen sind, — „was wollt Ihr hier?“

„Hilfe für eine Dame, die verwundet worden!“ — antwortete Laura mit flehender Stimme.

„Haltet die Mäuler! man klopft an die Thür,“ — sagte die vorige Stimme von Innen.

Die Thür wurde geöffnet, und die Frau, die wir bereits kennen, trat auf die Schwelle; sie hatte eine Art von Nachtlampe in der Hand, deren flackernde Flamme jeden Augenblick zu erlöschen drohte. Ein Zug von Staunen und von Theilnahme drückte sich gleichzeitig auf dem Gesichte der bereitwilligen Mutter aus (die Wittwe

hatte von ihren Stammgästen diesen Beinamen bekommen, der ihren stets guten Willen anzeigte) als sie das junge Mädchen erblickte, deren reizenden Züge, von den matten Strahlen beleuchtet, welche die Lampe auf dieselben warf, an die entzückenden Gestalten erinnerte, die sich auf dem dunkeln Hintergrund der Bilder von Esteban Murillo zeigen.

Laura stand schon auf dem Sprunge, vor dem gemeinen und abstoßenden Anblick dieses Weibes zu fliehen, doch sie erinnerte sich, daß ihre Freundin schmerzlich auf Hilfe harrte und überwand daher den Widerwillen, der sie erfaßt hatte.

„Wo steckt denn Ihre Dame, daß ich ihr eine Kleinigkeit bringen kann, um sie zu erquicken? Es freut mich ungeheuer, mein kleines Kätzchen, so lieber Jugend, wie die Ihre, dienstlich sein zu können."

Nachdem die bereitwillige Mutter diese Worte vollendet hatte, nahm sie eine Flasche, goß daraus Branntwein in ein Glas, nahm die Lampe in die andere Hand und sagte zu Laura: „Wohlauf denn, wir wollen die Dame aufsuchen, damit ich sie tröste."

Laura führte die Alte zu ihrer Freundin, die sich in ihren Mantel eingehüllt hatte und mit Ergebenheit auf Hilfe harrte.

Die Alte setzte ihre Lampe auf den Schutt, dessen eine Hälfte der Gräfin Lucie von Neuville (so hieß die verwundete Dame) als Sitz diente, dann bot sie ihr den Trank an, den sie mitgebracht hatte.

„Dank! Dank! gute Frau; ich brauche nichts" — sagte Jene, indem sie das Glas von sich wies — „sein

Sie mir nur dazu behilflich, meinen Wagen wieder zu erlangen."

Die bereitwillige Mutter schluckte den Branntwein hinunter und steckte das Glas in die Tasche ihrer Schürze.

„Treten Sie einen Augenblick bei mir ein" — sagte sie — „dort sind Sie besser aufgehoben, als auf der Straße."

Laura und die bereitwillige Mutter hoben die Gräfin von der Erde auf und führten sie in den Laden, welcher jetzt nur noch von dem schwachen Lichtglanz erhellt wurde, der aus dem Verschlage durch die geölten Papierscheiben durchdrang.

Die bereitwillige Mutter setzte die Lampe in die eigens dafür angebrachte Nische einer Scheidemauer und prüfte mit Aufmerksamkeit die Züge der Gräfin.

„Heiliger Jesus!" — sagte sie fröhlich — „ist diese Dame schön! So schön wie meine arme Nichon. Was für Ohrgehänge! Was für eine Halskette! Was für ein schöner Mantel auf den Schultern! Welch ein Glück, daß sie nicht von der Gaunerbande gesehen worden! Die hätten sie ohne Weiteres beraubt; aber die Sünder sollen nichts kriegen!"

Die Gräfin fühlte sich etwas wohler und versuchte aufzustehen; allein die bereitwillige Mutter hinderte sie daran.

„Rühren Sie sich nicht" — sagte Sie zu ihr — „Sie könnten sich wehe thun. Sie sind hier in größerer Sicherheit, als wären Sie bei dem Prediger des Kirchsprengels. Ich und Ihre Freundin, wir wollen Ihren Kutscher aufsuchen, und dann wollen wir Sie

an Ihren Wagen geleiten. Es wird nicht lange währen. Übrigens seien Sie ganz ohne Furcht; ich werde den Laden verschließen."

Die bereitwillige Mutter klopfte an den Verschlag und sagte nur die drei Worte: „Haltet Eure Mäuler!"

Hierauf ging sie fort und nahm Laura mit sich.

Lucie blieb allein und brachte einige Augenblicke resignirt hin. Sie war jedoch keinesweges ruhig, sie ward von dem Gefühl einer unbeschreiblichen Angst gepeinigt, welche noch durch den jämmerlichen Anblick dessen vermehrt wurde, was sie rings um sich sah. Plötzlich drang wirres Geräusch mehrer Stimmen an ihr Ohr, das aus dem Zimmer drang, welches durch den Verschlag gebildet wurde; sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, um näher heran zu kommen, endlich versteckte sie sich, kauerte sich, so zu sagen, hinter der Art von Ladentisch zusammen, hinter welchem ihre sonderbare Wirthin ihr einen Platz angewiesen hatte, hielt ihren Athem an, zitterte, bebte und hörte.

Die Männer, welche durch den Verschlag von ihr getrennt waren, sprachen mit leiser Stimme. Lucie konnte nur einzelne Worte verstehen, aus denen sie sich übrigens nichts zusammenreimen konnte, es war ein verwirrtes Durcheinander von Spitzbubenausdrücken, lasterhaften Gesprächen und haarsträubenden Flüchen.

Immer mehr und mehr ermattend, begriff Lucie endlich die schaudervolle Lage, in welche sie gerathen war und bebte jeden Augenblick davor, ein Schlachtopfer der Menschen zu werden, welche sie in dem anstoßenden Gemach hörte. In diesem Augenblick ging die Thür auf,

welche in dem Verschlage angebracht war. Lucie hielt sich schon für verloren. Sie hatte jedoch noch so viel Geistesgegenwart, um in ihrer Lage zu verharren. Ein Kerl steckte seine Pfeife an der Lampe an, welche die dienstfertige Mutter in die Nische gestellt hatte, indem er zu einem Andern, der in dem hintern Saal geblieben war, sprach:

„So wahr ich Coco-Debraises heiße!“ — sagte er — „macht sie mir Flausen, so schneide ich ihr den Hals ab.“

Lucie, ohne den Sinn dieser Worte recht zu verstehen, errieth doch aus der Betonung, die ihr Derjenige gab, der sie ausgesprochen, daß sie eine furchtbare Drohung enthielten; sie machte eine leichte Bewegung, der Mann wandte sich mit dem Kopfe nach dem Ladentisch, als wenn er ein Geräusch gehört hätte, der Widerschein des brennenden Papiers, womit er seine Pfeife angesteckt und welches er auf die Erde hingeworfen hatte, erhellte die Stelle, wo Lucie zusammengekauert war, und sie sah unwillkürlich unter dem Ladentisch, unter welchem sie steckte, die Leiche eines noch jungen Mannes, die nur in Sackleinewand eingehüllt war; der Mann blieb noch einen Moment, dann trat er in den Saal und sagte:

„Wohlan, mein Schätzchen, ein Glas Branntwein!“

Ein kalter Schweiß, der Tropf an Tropf auf ihrem Gesicht herabrieselte, ergoß sich Lucien über den ganzen Leib; alles Blut drängte sich nach ihrem Herzen; doch sie nahm selbst in dem Augenblick der äußersten Gefahr allen Muth zusammen und verlor nicht gänzlich den Gebrauch ihrer Sinne. Doch jeden Augenblick glaubte sie,

ihr letztes Stündlein schlagen zu hören, die Augenblicke kamen ihr wie Jahrhunderte vor, tausend schauderhafte Bilder kreuzten sich vor ihrer Phantasie. Warum hatte man sie eingeschlossen? Warum hatte man ihre Begleiterin mitgenommen? Sie sollte bestohlen, vielleicht gar ermordet werden. Ihre Angst erreichte endlich einen solchen Höhepunkt, daß sie im Begriff stand, nach Hilfe zu schreien, als sie das Geräusch des Schlüssels hörte, der in dem Schlosse umgedreht wurde, wodurch sie wieder zu sich kam. Um zu wissen, ob ihre Freundin und die Alte endlich gekommen wären, hob sie den Kopf in die Höhe, und bei dem schwachen Widerschein des Lichtes, das durch die noch immer halb geöffnete Thür drang, bemerkte sie einen Mann auf der Schwelle. Es war derselbe, welchen wir von der bereitwilligen Mutter Rupin nennen hörten. Seine rechte Hand hielt noch den Schlüssel, der im Schlosse steckte, in der andern Hand hielt er einen Bund jener kleinen Stricke, deren sich gewöhnlich die Seefahrer bedienen. Er blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen, als erwartete er noch die Ankunft eines Andern.

Die Töne mehrer Stimmen und das Geräusch eines Wagens kamen jetzt zur rechten Zeit, um Luciens Muth wieder ein wenig zu beleben, der durch so viele Erschütterungen gebrochen war. Sie machte eine unwillkürliche Bewegung und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des Mannes. Er wandte sich um, und seine Blicke fielen auf die Stelle, wo sich Lucie befand. Der Glanz ihrer Kleider und das Feuer ihrer Diamanten, welche durch das Dunkel hindurchstrahlten, hatten sie verrathen.

Rupin ging rasch auf sie zu, erfaßte sie bei beiden Händen und rief aus:

„Alle Wetter, wie schön ist dieses Weib! Das ist ja was ganz Neues, daß man eine vornehme Dame in dem Hause der bereitwilligen Mutter sieht. Sein Sie ohne Furcht, schöne Frau, wir können den Ton, den man bei Calegen (eine Art feiner Mädchen, die Besuche annehmen) anschlagen muß. Sie werden mit Achtung und Artigkeit behandelt werden."

„Erbarmen! Lassen Sie mich fort von hier!" — entgegnete Lucie — „lassen Sie mich fort; ich flehe Sie darum an."

„Ja, Du sollst fort, schöner Engel. Bevor Du aber gehst, mußt Du den Durchgangszoll bezahlen. Wohlan! küsse mich." Und wie er sprach, machte er auch die seinen Worten anpassenden Bewegungen und umschlang Lucien.

Die junge Dame stieß einen durchdringenden Schrei aus, die Thür des innern Behältnisses ging auf, und bald war der Laden von einer Masse Menschen, alle mit verdächtigen Gesichtern, angefüllt. Der Eine darunter, der ein Licht in der Hand hielt, näherte sich Lucien, und streckte schon die Hand aus, um ihr Halsband zu erfassen.

Rupin stieß ihn mit Gewalt zurück und änderte plötzlich Ton und Sprache.

„O verzeihen Sie mir, gnädige Frau" — sagte er — „aber durch welchen Zufall kommt eine Dame ihres Standes in dieser Stunde an einen solchen Ort?"

Lucie hatte keine Zeit, ihm zu antworten. Laura und die bereitwillige Mutter traten in diesem Augenblick

in den Laden, und mehre Menschen, die ihr Geschrei herbeigezogen hatte, folgten ihnen. Der Eine davon wollte Rupin packen. Doch dieser, der eine ungewöhnliche Stärke besaß, machte sich mit leichter Mühe von seinem Angreifer los, der auf den Ladentisch hinfiel. Der Fall war so heftig, daß Gläser, Flaschen und zinnerne Maaße mit dumpfem Geräusch auf den Fußboden hinfielen.

Die bereitwillige Mutter hörte in der Entfernung das Geräusch der abgemessenen Schritte einer Patrouille.

„Tretet in das Versteck, die Patrouille kommt hieher!“ — rief sie aus.

Rupin und die andern Verbrecher verschwanden im hintern Saal, und als die Patrouille ankam, waren nur noch die Neugierigen in dem Laden, welche der Lärm angezogen hatte.

Lucie, von Laura gestützt und geführt, hatte die Verwirrung benutzt, um sich zu entfernen und den Wagen zu erreichen, der sie hergebracht hatte. Doch gab sie vorher der bereitwilligen Mutter ihre Geldbörse, womit ihre ungewöhnliche und mit eigener Gefahr verknüpfte Gastfreundschaft großmüthig bezahlt wurde.

Eine halbe Stunde nach diesem Auftritt, dessen Beschreibung uns mehr Zeit gekostet hat, als er selbst währte, traten Lucie und Laura wieder in ihre Wohnung.

III.

Die aristokratischen Spitzbuben.

Die Verbindung von vornehmen Dieben besteht aus einem Zusammenhalten von Menschen, welche in dem Kriege, den sie der menschlichen Gesellschaft erklärt, sich gegenseitige Beweise der Ergebenheit und Tüchtigkeit gegeben haben, und welche irgend eine Art des Diebstahls, den sie sich bis zur Vollkommenheit angeeignet oder den sie erfunden haben, schon seit langer Zeit ausüben. Einen Gegenstand von unbedeutendem Werthe läßt der vornehme Dieb stehlen, er stiehlt ihn nie selbst, dadurch würde er seine Würde als fähiger Mann zu verletzen glauben. Er unternimmt großartige Dinge, und verachtet diejenigen, welche Kleinigkeiten stehlen. Über die Letztern übt er eine Herrschergewalt aus.

Zu einer Zeit, die noch nicht so gar fern liegt, hatten die vornehmen Spitzbuben ihre eigenen Gesetze, Gesetze, die zwar in keinem Orden aufgeschrieben waren, die jedoch pünktlicher befolgt wurden, als die meisten derjenigen, die unsere gesellschaftliche Ordnung beherrschen. Diese Gesetze sind gegenwärtig in Vergessenheit gerathen, aber noch heutzutage findet der vornehme Dieb, der in dem Augenblicke der Gefahr seine Cameraden nicht verrathen hat, wenn er sich selbst auf dem Punkte sieht,

irgend eine Strafe zu erdulden, Beistand im Gefängnisse, im Bagno, mitunter sogar am Fuße des Schaffots.

Die vornehmen Gauner findet man überall im Coq Chardi (einer übelberüchtigten Schenke der Courtille), im vergoldeten Hause, auf dem Bal Chicard (eine verrufene Kneipe auf dem Maubert-Platze; wir kommen noch später auf dieses Haus zurück, welches eines der abscheulichsten Schandmaale der Hauptstadt ist), im italienischen Theater. Bald trägt er sich wie ein Stutzer, bald in einer Blouse. Sein Costüm richtet sich immer nach den Erfordernissen augenblicklicher Umstände. Er weiß alle Gestalten anzunehmen und alle Sprechweisen zu gebrauchen. Die Sprache der feinen Gesellschaft ist ihm eben so geläufig, wie die des Bagno und der Gefängnisse.

Der vornehme Spitzbube liebt sein Handwerk und die Unruhen, die es mit sich bringt. Eine Eigenschaft, die man ihm nicht streitig machen kann, ist die eines vortrefflichen Rechtsanwalts, gerade so wie die Rechtsanwalte in der Regel vorzügliche Gauner sind; er geht, so zu sagen, keinen Schritt, ohne das Gesetzbuch in der Hand zu haben, und hat er sich auf eine besondere Art des Diebstahls gelegt, so erreicht er darin sehr bald eine solche Geschicklichkeit, daß er gewissermaßen dabei nicht fürchten darf, ertappt und bestraft zu werden. Das ist so wahr, daß man nur unvorhergesehenen Umständen und Verräthereien das Habhaftwerden derjenigen dieser Gauner verdankte, welche vor den Richter gestellt wurden.

Unter den vornehmen Dieben giebt es auch verschiedene Arten. Am auffallendsten ist der Unterschied

zwischen einem pariser Diebe und einem aus der Provinz. Ersterer wirft sich lediglich auf die Arten des Diebstahls, welche Gewandtheit und Schlauheit in Anspruch nehmen, wie Taschendiebstahl, Diebstahl aus Kaufläden und Schaufenstern. Der Dieb aus der Provinz ist dagegen minder geschickt, aber desto verwegener, er bricht mit Brechstangen und falschen Schlüsseln ein, er steigt mit Hilfe von Strickleitern durch die Fenster in Zimmer, die er ausräumen will, er stiehlt Pakete und Felleisen von Wagen, die auf der Straße stehen. Aber es giebt auch encyclopädische Naturen, und so üben auch die großen Männer der Spitzbuben-Verbindung alle Arten des Diebstahls ohne Unterschied aus, nichts kommt ihnen zu schwer vor; sie schrecken vor nichts zurück, was es auch sein möge. Bisweilen ist sogar ihr Kopf der Einsatz in dem Spiele, das sie gegen die Gesellschaft spielen.

Wir wollen jetzt den Leser in ein Arbeitszimmer führen, das zu einem kleinen niedlichen Hôtel im Faubourg Saint Honoré gehört. Die Tapeten und Vorhänge sind von dunkler Farbe, aber mit silbernen Haltern und Franzen verziert. An der Wand hängen mehre Bilder der ersten Künstler von Frankreich. Über dem Kamin von graulichen italienischen Marmor, auf welchem eine Uhr aus einem Stück schwarzen Marmors und zwei kostbar ciselirte Schaalen stehen, hängt ein großer Spiegel, der nur mit einem glatten Rahmen aus übergoldetem Kupfer eingefaßt ist. Die Möbeln aus Polissander-Holz sind mit Silber eingelegt. Auf den Fächern einer eleganten Bibliothek sind in reichen Ein-

bänden die vorzüglichsten Werke der französischen Literatur aufgestellt. Mit einem Worte, der ausgebildetste Geschmack hat bei Anschaffung des Möbels und der Decorirung dieses Zimmers vorgewaltet.

Vor einem Cylinder=Schreibtisch, der mit Papieren, Zeitschriften, Broschüren und den tausend Überflüssigkeiten bedeckt ist, die zu einer luxuriösen Einrichtung in ihrem vollsten Umfange unumgänglich nöthig sind, sitzt ein in einen eleganten Hausrock gekleideter Mann. Er hält ein kleines, reich mit Gold ausgelegtes Etui von Perlmutter in der Hand, welches er mit großer Aufmerksamkeit betrachtet.

In einiger Entfernung sitzt mit der nachlässigen Hingeworfenheit eines genauen Bekannten ein etwas älterer Mann auf einem Lehnsessel à la Voltaire. Doch muß das Unbefangene seiner Manieren etwas auffallen, denn sein von Kopf bis Fuß schwarzer Anzug, die kurzen Hosen, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit den kleinen goldenen Schnallen, deuten, wenn nicht auf einen Bedienten, doch mindestens auf einen Untergeordneten.

Der Mann, welcher vor dem Schreibtische sitzt, ist der Herr Marquis von Pourrières, Beisitzer im Staatsrath und Ritter des Ordens der Ehrenlegion. Doch ist uns dieser Herr nicht mehr fremd. Wir haben ihn bereits bei der bereitwilligen Mutter angetroffen, wo er, unter dem Namen Rupin, einer Bande von Gaunern Aufträge ertheilte.

Einen Augenblick, mein Leser! Wie groß auch Ihr Erstaunen sei, schreien sie nicht über Unwahrscheinlichkeit. Man trifft allerdings keine vornehmen Herren in

den verrufenen Kneipen des modernen Paris, wenn sie nicht etwa dorthin gehen, um die Sitten der verworfensten Klasse zu studiren, aber es kommt doch oft vor, daß Stammgäste dieser Kneipe plötzlich aus ihren niedern Regionen emporsteigen und große Herren werden, ohne daß sie jedoch der Ausübung ihres frühern Gewerbes entsagen.

Es ist dies ein betrübender Umstand; aber er steht fest. Man findet in den höchsten Kreisen, in der besten Gesellschaft Menschen, die von den Bagno's und aus den Gefängnissen des Königreichs kommen. Mit jedem Schritte, den man in einem Salon macht, kann man mit dem Ellbogen an einen Gauner, einen Dieb, ja sogar an einen Mörder stoßen. Ein alter Verbrecher, der die Strafe, zu der er verurtheilt gewesen, gewiß im vollsten Maaße verdient hatte, Guy de Chambreuil, war im Jahre 1815 General-Director der Stutereien in Frankreich und Polizeichef des Schlosses. Noch ist der berühmte Cognard in der Erinnerung von ganz Frankreich, der unter dem Namen eines Grafen Pontis von St. Helena sich bis zu der Würde eines Obersten im Regimente der Seine hinaufgeschwungen hatte *).

---

*) Die Geschichte des Cognard benannten Bösewichts, der mehre Male aus dem Bagno entschlüpfte, ist allgemein bekannt. Cognard war bei Hofe so hoch angeschrieben, daß ihn der Herzog von Berry in Gand selbst Ludwig XVIII. vorstellte, der sein eigenes Kreuz des heiligen Louis auf die Brust des angeblichen Grafen Pontis von St. Helena heftete.

Guy de Chambreuil war ein Subjekt von gleichem Caliber.

Diese beiden waren aber nicht die Einzigen, welche in jener

Der Herr Marquis von Pourrières, Beisitzer im Staatsrath und Ritter des königlichen Ordens der Ehrenlegion, war, ungeachtet seines Hôtels, seiner Equipagen, die aus der Werkstätte des ersten Wagenbauers hervorkamen, ungeachtet seiner kostbaren Gespanne, seines Namens, seiner Stellung und seiner Decorationen, die ihm mit zwei Schlägen die Pforten der Wohnungen der höchsten Aristocratie öffneten, nichts Andres, als eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der vornehmen Diebesbande.

Er hielt noch immer das kleine Etui aus Perlmutter in der Hand.

„Begreifst Du das?" — sagte er zu seinem Gesellschafter — „man soll bei der bereitwilligen Mutter eine Gräfin, eine wirkliche Gräfin, so wahr Gott lebt, antreffen!"

„Eine wirkliche Gräfin! Eine wirkliche Gräfin! Das ist möglich, aber das Gegentheil ist auch möglich.

Zeit hohe Stellen bei Hofe einnahmen. Wir wollen unter mehren andern, deren Namen uns augenblicklich nicht einfallen, noch erwähnen: de Fenelon, welcher behauptete, aus der Familie des berühmten Verfassers des Telemach herzustammen. Dieser Wicht, der sieben Jahre im Bicêtre gesessen hatte, wurde Kammerherr; Jalade, Falschmünzer, der nach achtjähriger Galeerenstrafe frei kam, wurde Oberfeuerwerker; Morel, der aus dem Bagno zu Brest entschlüpfte, wurde bei dem Secretäriat des königlichen Kabinettes angestellt; Stevenot, der aus demselben Bagno entsprang, wurde Hauptmann eines Linien-Regimentes; Menegaut, genannt von Maugenest, schwang sich, nachdem er vier oder fünf Mal hart bestraft worden, zum Hofdichter empor und besang die Bourbons, nachdem er früher die Republik und das Kaiserreich besungen hatte.

Nicht Alles, was glänzt, ist Gold. Wir selbst können ja als Beispiele dienen für dieses alte Sprüchwort."

„Aber Tölpel! Habe ich Dir nicht den Zufall erzählt, der diese Dame dorthin gebracht hatte?"

„Du hast mir freilich von einem Fall erzählt, das ist wahr. Aber kannst Du mir auch sagen, was diese Gräfin noch spät nach Mitternacht in der Rue de la Tannerie zu suchen hatte?"

„Nein, ich weiß nur, daß diese Frau sehr dazu geschaffen ist, einem anständigen Manne eine heftige Leidenschaft einzuflößen; übrigens kam ich just zur rechten Zeit, um Delicat abzuhalten, ihr einen übeln Streich zu spielen. Der Glanz ihrer Diamanten hatte den Hallunken geblendet."

„Was Du da gethan hast, ist aber gar nicht recht. Waren diese Diamanten in der That so schön, wie Du sagst, so hast Du eine schöne Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen; und sie werden doch mit jedem Tage seltener."

„Aber, Du Haupt-Tropf, vergißt Du denn ganz, daß die bereitwillige Mutter, die wir warm halten müssen, wir finden schwerlich ein Logis, das passender gelegen wäre, als das ihre, nicht will, daß bei ihr im Hause Blut fließe. Überdies war die gute Frau noch ganz eingenommen für die schöne Dame, weil dieselbe, wie sie behauptet, ihrer Tochter völlig ähnlich ist."

„Ist es wirklich so?"

„Etwas hat es für sich."

„In dem Falle mußt Du allerdings verliebt in sie sein. Denn so geht es Dir alle Mal, wenn Du einem

Frauenzimmer begegnest, daß eine entfernte oder größere Ähnlichkeit mit der kleinen Nichon hat."

„Du weißt aber auch, mein lieber Roman, daß ich um meines Vergnügens willen niemals die Geschäfte vernachlässige."

„Hast Du denn wirklich die Absicht, diese Dame wiederzusehen?"

„Allerdings!"

„Doch sie würde Dich wiedererkennen."

„Das glaub' ich selbst."

„Sie wird plaudern."

„Was thut das? Glaubst Du, es werde mir schwer fallen, in ihren Augen meine Anwesenheit bei der bereitwilligen Mutter und meine Verkleidung zu rechtfertigen. Früher gingen die vornehmen Leute zu den Porcherons und zu Ramponneau, eben so gut können sie auch jetzt an verrufene Orte gehen. Da ich aber vor allen Dingen der schönen Gräfin eine gute Meinung von mir beibringen will, so werde ich ihr dieses Etui zurücksenden, in welchem ich ihre Karten und diese beiden Tausend-Franks-Billets fand."

Der Marquis hatte während dieses Gesprächs mit Roman einige Worte auf ein süß duftendes und mit Goldrand versehenes Blatt Papier geschrieben und legte nun das Etui, die beiden Bankbillets und seinen Brief unter ein Couvert. Hierauf klingelte er. Ein in eleganter Livree gekleideter Bediente trat ins Zimmer.

„Du begiebst Dich" — sagte der Marquis zu dem Bedienten — „zu der Frau Gräfin von Neuville. Du läßt ihr dies da zustellen. Frägt man Dich aus, so giebst

giebst Du keinen Bescheid, Du sagst nicht einmal, von wem Du kommst."

Der Bediente machte eine Verbeugung und ging.

Roman seufzte tief, als er fort war. Die Rückgabe dieser beiden Bankbillets zu tausend Franken kam ihm gar zu ungeheuer vor.

Der Marquis von Pourrières und Roman setzten nun das früher begonnene Gespräch fort. Da wurde der Vicomte von Lussan angemeldet.

„Laß ihn eintreten!" — rief der Marquis. „Gelegener konnte Richard nicht kommen" — fügte er, zu Roman gewendet, hinzu.

Der Vicomte von Lussan war ein schöner junger Mann, von einer Größe, die weit über das Gewöhnliche hinausging, die er aber durch die äußerste Gewandheit und vollkommene Grazie seiner Bewegungen auszugleichen wußte.

„Guten Tag, Marquis!" — sagte er, Pourrières mit einer durchaus aristokratischen Höflichkeit begrüßend — „Sie sehen, ich bin pünktlich; ich bringe Ihnen Ihren Theil und den Ihres getreuen Achates" — fügte er hinzu, indem er Roman huldvoll anlächelte.

„Ist es viel?" — fragte dieser rothwälsch.

„Mein lieber Roman". — rief der Vicomte von Lussan aus — „Ihr seid wahrhaftig unerträglich; könnt Ihr nicht, wenn wir unter uns sind, wie ein anständiger Mensch sprechen; ich weiß nicht, Marquis, ob es ihnen geht, wie mir: ich kann nicht ein Wort Rothwelsch hören, ohne daß es mir ist, als würde ich an allen Nerven gezerrt."

„Lassen Sie das gut sein, mein lieber Vicomte, lassen Sie den armen Roman in Frieden. Wir wollen von Geschäften sprechen. Was bringen Sie uns?“

„Zwei tausend Franken für Sie und Roman.“

„Das ist nicht viel!“ — sagte dieser.

„Die Beute auf dem Ball der Oper fiel nicht so bedeutend aus, als wir gehofft hatten. Maladetta und Lion fanden sich nicht auf ihre Posten ein.“

„Das setzt mich in Erstaunen“ — sagte Roman — „Maladetta und Lion sind sonst sehr zuverlässig.“

„Ihre Abwesenheit hat schon viel Bedenken bei uns erregt. Robert und Cadet-Vincent sind sehr glücklich gewesen, sie haben den Laden eines kleinen Goldschmieds in der Rue Pastourelle vollständig ausgeleert. Die beiden Kinder und Lasaline haben einige Mäntel eingebracht. Aus dem Ganzen sind sechstausend Franken gezogen worden, ein Drittheil für Sie und Roman, tausend Franken für mich, das Übrige ist unter die Andern vertheilt worden.“

Haben die Charrieurs à la Mechanique nichts eingebracht?“

„Sie sind gar nicht ausgezogen. Ohne Scherz, Marquis, Sie sollten sich dieser Canaillen entledigen.“

„Warum? Es sind unerschrockene Menschen, die mit Wenigem zufrieden und die uns sehr nützlich sein werden, wenn sich nur erst Gelegenheit findet, sie zu brauchen. Sie kennen wahrscheinlich, da Sie in die feine Gesellschaft Eingang finden, die Frau Gräfin von Neuville?“

„Ich bin bei allen ihren Gesellschaften!“

„Sie können mich also bei ihr einführen?“

„Nicht bei ihr, theurer Marquis, wohl aber bei ihrer Tante, der Marquise von Villerbanne, der Tante ihres Gatten; aber entschuldigen Sie .... Aus welchem Grunde wollen sie denn der Frau von Neuville vorgestellt sein?“

„Diese Gräfin gleicht der Richon“ — sagte Roman — „und Pourrières, der sie zufällig gesehen hat, ist in sie verliebt.“

„Zum Geier! Zum Geier! Aber auch ich bin fast in die Frau von Neuville verliebt, und ich weiß nicht, ob ich Herrn von Pourrières noch die Waffen in die Hand geben soll, um mich aus dem Felde zu schlagen.“

„Wie, Vicomte, Sie fürchten mich?“

„O! Es kostet mich Mühe, Ihren Wunsch zu erfüllen.“

„Wohlan denn, mein werther von Lussan, wir wollen Jeder zu unserm Zwecke handeln, der Glücklichste oder der Geschickteste mag siegen; da sie aber viel jünger und viel liebenswürdiger sind, als ich, so sind alle Chancen auf Ihrer Seite.“

„Ich wünschte es, theurer Marquis ... Übrigens soll Ihr Wunsch erfüllt werden.“

„Roman, der seit einigen Augenblicken in einer Zeitschrift las, die er vom Schreibtisch des Marquis genommen hatte, stieß plötzlich einen Schrei der Verwunderung aus.“

„Was giebt's denn?“ — fragten gleichzeitig von Pourrières und von Lussan.“

„Ich wundre mich nicht mehr darüber, daß Ma-

ladetta und Lion nicht auf ihren Posten waren" — sagte Roman — „sie sind todt."

„Todt!" — schrie von Lussau auf.

„Ja, todt" — fügte Roman hinzu — „Hören Sie!"

Paris, den 10. Februar 1839.

„Eine junge, mit dem liebenswürdigsten Gesichte begabte Frau bewohnte mit einem jungen Manne ein sehr bescheidenes Logis in der Rue des Lions St. Paul. Seit einiger Zeit wurde diese junge Frau, die sich Anfangs durch ihre Ausgelassenheit und Lebhaftigkeit bemerklich gemacht hatte, traurig, und oft fiel den Nachbarsleuten am Morgen die fahle Blässe ihres Gesichts und die Spur von Thränen auf, die sie ohne Zweifel während der Nacht vergossen hatte."

„Sie gab niemals auf die theilnehmenden Fragen Bescheid, die an sie gerichtet worden. Man wußte jedoch bald, daß der junge Mann, mit dem sie zusammenwohnte, sie auf eine furchtbare Weise mißhandelte."

„Gestern am frühen Morgen hatte sie mit demselben einen heftigen Wortstreit, während dessen eine Nachbarin, die, durch den Lärm herbeigelockt, sich der Thür genähert hatte, bestimmt den jungen Mann die Worte aussprechen hörte: Ich werde Dir zu Gefallen meine Aufführung nicht ändern. Mehr konnte die Nachbarin nicht hören. Die Thür des Zimmers, in welchem sich die beiden jungen Leute befanden, wurde mit Gewalt aufgerissen, und der junge Mann sagte beim Fortgehen: diese Nacht erwarte mich nicht, ich gehe auf den Ball der Oper."

„Abends neun Uhr kam ein Mann, der das Aussehen eines Schlossers hatte, einen Scheersack auf den Schultern trug und in der Hand einen Hammer hielt, in das Haus und fragte nach einer Demoiselle Elisabeth Neveux. Die Portière gab ihm den Bescheid: dieser Name wäre ihr fremd. Der Eingetretene schilderte aber so genau das Gesicht, das Aussehen, die Kleidung, welche die Person, die er Elisabeth Neveux nannte, für gewöhnlich trug, daß die Portière ihn zu der oben erwähnten jungen Frau schickte, die in dem Hause uns unter dem Namen Madame Lion bekannt war."

„Der Arbeiter war ungefähr anderthalb Stunden bei ihr, da trat Herr Lion, in Begleitung eines Italieners, Namens Maladetta, der öfter des Abends kam, in's Zimmer. Diese jungen Leute waren nicht betrunken, aber man konnte es bald merken, daß sie tüchtig geschmaust hatten."

„Wenige Augenblicke später hörte man in dem Zimmer des Herrn Lion das Schluchzen und dann das durchdringende Schreien der Frau. Die Nachbarn liefen zu Hilfe, als ein Mann, derselbe Handwerker, der sich nach Madame Lion, als nach Elisabeth Neveux, erkundigt hatte, die Treppe herunterkam, alle diejenigen, welche sich seinem Durchgang widersetzen wollten, bei Seite schleuderte und die Flucht ergriff."

„Ein furchtbarer Anblick machte die Blicke der zuerst in Lion's Zimmer Eintretenden erstarren, die beiden Männer, die man vor noch nicht einer halben Stunde voll Leben und Gesundheit gesehen hatte, waren

auf dem Boden ausgestreckt, gemordet und Beide durch die furchtbaren Wunden, die ihnen beigebracht waren, gräßlich entstellt."

„Die Justiz wurde sofort von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, und ein Stellvertreter des königlichen General-Procurators begab sich, in Begleitung eines Instructions-Richters, an Ort und Stelle."

„Die junge Frau kam in die Hände der Justiz. Die Umstände jedoch, welche in Begleitung dieser schauderhaften Mordthat erscheinen, sind nicht der Art, sie unmittelbar als Mitschuldige anzuklagen. Doch hat sie, befragt, ob sie den Mörder kenne, sich mit Bestimmtheit geweigert, seinen Namen anzugeben, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß er ihr bekannt ist."

„Ein unvorhergesehener Umstand ist noch zu diesem tragischen Ereigniß hinzugetreten, um das Dunkel noch zu vermehren, in welches es bereits gehüllt war. In einem hinter einem Schreibtisch verborgnen Schrank fand man eine große Menge von Uhren, Tabacksdosen und Edelsteinen aller Art. Soll man daraus schließen, daß die beiden Gemordeten Taschendiebe, oder daß sie Hehler waren? Darüber muß die Untersuchung entscheiden."

„Der Mörder hatte auf dem Schauplatz seiner Schandthat das Instrument zurückgelassen, welches er dabei benutzt hat. Es ist ein starker Hammer, dessen sich gewöhnlich die Schmiede bedienen, auch hat man seinen Sack mit seinem Handwerkszeug gefunden."

„Nun kommt nur noch" — sagte Roman, indem er mit seiner Vorlesung inne hielt, die von Pour-

rières und Lussan mit großer Aufmerksamkeit angehört hatten — „der nöthige Commentar des Journalisten: Dieses mit so vieler Keckheit, um halb elf Uhr in der Nacht, mitten in einem volkreichen Stadtheil begangene Verbrechen, hat plötzlich ein großes Entsetzen unter dem Volke erregt. Jeder frägt: wozu ist die Polizei da u. s. w. u. s. w."

„Das ist kein Mörder von Fach, der die Rechnung unsrer Freunde abgeschlossen hat" — sagte Roman, als er den Artikel im Journal zu Ende gelesen.

— „Ich beklage die beiden Menschen nicht" — sagte Lussan — „die Nothwendigkeit unseres Gewerbes führte mich oft mit ihnen zusammen, aber ich versichere Sie, theurer Marquis, daß es mir stets große Pein erregte, es waren Menschen ohne Erziehung, die nicht den mindesten Anstand in ihren Sitten hatten. Doch interessirte ich mich für Lion und brachte ihn zu meinem Schneider, einem wahren Künstler. Das ist nun vergebliche Mühe gewesen, mein Theurer."

„Es waren brave Jungen" — sagte von Pourrières. Alles genau abgewogen jedoch, ist es mir lieber, daß sie todt sind, als wenn sie eingefangen wären; jenes ist viel sicherer. Die Todten schweigen."

Das Gespräch dauerte noch einige Augenblicke fort, dann verließ Lussan von Pourrières und Roman, indem er den Marquis und seinen Freund mit einer Grazie und Gewandheit grüßte, welche feinen Leuten aus guten Häusern eigenthümlich sind.

IV.

Die Gräfin von Neuville.

Frau von Neuville und Laura von Beaumont, deren Freundin, wohnten in der Rue Saint-Lazare, nahe der Rue Larochefoucault, in einer jener alten und weiten Behausungen, die der Bauart unseres Zeitalters durchaus unähnlich sind, welcher eine sparsame Hand die Luft und den Raum abgemessen zu haben scheint. Der Graf von Neuville, ein Edelmann aus alter Familie, war zur Zeit, da diese Geschichte beginnt, Hauptmann ersten Ranges in der königlichen Garde; alle Grade hatte er auf dem Schlachtfelde errungen, alle Decorationen, die auf seiner Brust glänzten, waren mit Blut oder durch eine glänzende That erkauft, ein Fall, der in der gegenwärtigen Zeit außergewöhnlich ist.

Dem Grafen von Neuville war die Offenherzigkeit eigen, welche eine gewöhnliche Eigenschaft von Leuten ist, die lange im Felde gelebt haben; die einzigen Fehler, die man mit einigem Anschein von Recht ihm hätte vorwerfen können, waren eine außerordentliche Empfindlichkeit und eine gewisse Heftigkeit des Characters, die bei Jedem andern wäre unbemerkt geblieben, die aber bei ihm auf seine Jahre und seine Stellung in der Welt hinwiesen.

Wie man sich leicht denken kann, hatte Lucie den Grafen von Neuville nicht aus Liebe geheirathet. Da sie aber vor ihrer Verheirathung niemals aus der Pensionsanstalt herausgekommen war, in welcher sie erzogen wurde, so hatte sie, ohne den geringsten Gram darüber zu empfinden, einem Manne die Hand gereicht, dessen schätzenswerthe Eigenschaften und ein Äußeres, das, ohne verführerisch zu sein, doch nicht ohne einen gewissen Reiz war, ihn hinlänglich empfahlen. Dank der weisen Fürsorge Derer, die ihre Erziehung geleitet, sie hatte die ausgearteten Machwerke von Frauen, die für unser Zeitalter unbegreiflich sind, nicht gelesen, und so hatte sie sich auch ohne Widerstreben in ihre Lage gefunden und mit Hilfe der guten Eigenschaften ihres Gatten war sie dahin gekommen, für ihn jene ruhige und überlegte Zuneigung zu empfinden, die oft länger anhält, als Liebe, und die fast immer in den Hafen eines vollkommen glücklichen Lebens führt, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse den regelmäßigen Lebenslauf stören.

Die Gräfin von Neuville war eine noch sehr junge und sehr schöne Frau, ein klein wenig capriciös, ziemlich eigenwillig, aber dabei gutherzig, geistreich, mit einem Worte, mit jener Seelengröße begabt und mit jener trefflichen Vollkommenheit, die nur gewisse Frauen bevorzugen.

Lucie verlor einige Monate nach ihrer Verheirathung ihren Vater. Ihr älterer Bruder, der fern von ihr erzogen wurde, fiel in Amerika, da sie noch ein Kind war. Ihr Gatte war daher der einzige Mensch auf Erden, auf dessen Schutz sie bauen konnte.

Laura von Beaumont war eine Waise, aber ein Onkel von Mutterseite, der in einer entfernten Gegend wohnte, interessirte sich für sie, und ließ am Ende jedes Semesters der Vorsteherin des Pensionats, in welchem sie mit Frau von Neuville erzogen worden war, eine sehr beträchtliche Summe zustellen, um alle mögliche Fürsorge und Aufmerksamkeit ihr angedeihen zu lassen.

Als Lucie den Grafen von Neuville geheirathet, wünschte sie von Laura, die sie liebte und von der sie wieder geliebt wurde, nicht getrennt zu werden, sie nahm Laura daher zu sich in ihr Hôtel und diese wurde ihre Freundin und allzeitige Gesellschafterin.

Lauras Onkel, dessen Einwilligung der Graf von Neuville nachgesucht hatte, hatte die Einrichtung getroffen, welche es seiner Nichte möglich machte, ihr Pensionat zu verlassen und ihr in der großen Welt die Stellung gab, die ihr geziemte.

Laura war achtzehn Jahre alt. Sie war eine reizende Blondine. Es gab nichts Verführerisches als die graziöse Leichtigkeit ihrer Bewegungen. Das Azur-Blau ihrer Augen verschönte die Blässe ihrer Wangen, und ihre Züge, voll adeligen Ausdrucks, verriethen eine schöne Seele. Man konnte sie nicht sprechen hören, ohne eine sanfte Regung zu empfinden, kurz dieses Mädchen schien das verwirklichte Bild eines jener Träume zu sein, die bisweilen unserer Phantasie vorschweben, wenn wir zwanzig Jahre alt sind und deren Gedächtniß immer lebendig in uns bleibt.

So waren die beiden Damen beschaffen, die wir bei der bereitwilligen Mutter kennen gelernt. Wir müs-

sen jetzt unsern Lesern den Umstand mittheilen, der Frau von Neuville und ihre Begleiterin nach jenem unanständigen Orte brachte.

Herr von Neuville, den der Kriegsminister zum Oberst-Lieutenant einer in Algier stationirten Division ernannt hatte, war einige Tage vorher nach seinem Posten abgereist. Seine Abreise hatte seine Gattin sehr beunruhigt, welche für ihn große Besorgniß der Gefahren wegen hatte, denen er sich aussetzte. Der Krieger aber hatte sie bei seinem Abgange, wenigstens so viel es in seinen Kräften stand, beruhigt, und da er nicht wollte, daß seine Abwesenheit während der Saison der Bälle und großen Gesellschaften, seine Frau der Vergnügungen beraubte, auf die sie sich ohne Zweifel schon lange gefreut hatte, so nahm er ihr das Versprechen ab, Gesellschaften zu besuchen; besonders aber hatte er ihr anempfohlen, eine Verwandte, die Marquise von Villerbanne, nicht zu vernachlässigen.

Die Salons der Marquise von Villerbanne, welche ein Hôtel des Place royale bewohnte, bildeten einen bunten Tummelplatz, auf welchem sich alle ausgezeichneten Personen der Gesellschaft von Paris zusammenfanden: Edelleute, Künstler, Militairs, Literaten oder Diplomaten waren hier gern gesehen, sobald ihre persönlichen Eigenschaften sie der Stellung würdig machten, welche sie in der großen Welt einnahmen. Auch waren die Feste der Marquise glänzend, belebt, und, was selten ist, man langweilte sich dort nicht.

Frau von Neuville und Laura, beide schön, aber von verschiedener Schönheit, beide jung und reizvoll,

waren die Königinnen dieses Salons, in welchem man jedoch nicht selten sehr schönen, sehr reizenden und sehr liebenswürdigen Damen begegnete.

Wo lebt die Frau, wie große Klugheit man ihr auch beimesse, die sich nicht geschmeichelt fühlt, der Gegenstand der entzückten Huldigung von einer Schaar ausgezeichneter Männer zu sein, besonders wenn diese Huldigungen nicht in Folge persönlicher Interessen, sondern nur aus lebhaft gefühlter Bewunderung hervorzugehen scheinen.

Man wird sich daher nicht darüber wundern, wenn wir erzählen, daß alle Ermahnungen, die Herr von Neuville seiner Frau gemacht hatte, die Frau von Villerbanne nicht zu vernachlässigen, auf das pünktlichste befolgt wurden.

Frau von Neuville und Laura hatten eben die kleinlichste Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet, die schöne Frauen nie vernachlässigen und die der Gewalt ihrer Reize neue Macht giebt, und erwarteten in ihrem Salon, daß die Pferde vor den Wagen gespannt werden sollten, als Paolo eintrat.

Paolo war fünfunddreißig Jahre alt. Er stand seit sechs Jahren in Diensten des Barons von Noirmont, des Vaters der Frau von Neuville, und war seit deren Verheirathung in ihre Dienste übergegangen. Er war ein Savoyarde, dessen heimische Sitten durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris nicht verwischt worden waren, er war gut, offen, treu, voll Ergebenheit, ein Typus der Bedientenart, die man jetzt nur noch in Romanen und komischen Opern antrifft; er hielt sich

für ein Mitglied der Familie, welcher er diente, er verehrte Herrn von Neuville, er liebte seine junge Herrin.

Er war ins Zimmer getreten, um anzumelden, daß die Pferde in einigen Minuten bereit wären. Als dies geschehen, blieb er noch auf dem Flecke. Lucie errieth, daß er ihr noch etwas zu sagen hätte.

„Du hast mir etwas zu sagen, Paolo" — sagte sie zu ihm, und begleitete ihre Worte mit dem reizvollsten Lächeln.

„Allerdings, Frau Gräfin, allein ich weiß nicht, ob ich darf."

„So mach nur, ohne Furcht, sprich, was Du willst."

Paolo zog einen Brief aus seiner Westentasche: Man hat mich ersucht, Ihnen diesen Brief zuzustellen, aber er kommt von einer Person, welcher der Herr Graf die Thür des Hôtels gewiesen hat, Mamsell von Mirbel, und ich wagen es nicht ...."

„Noch ein Brief von Eugenien" — sagte Lucie — „nachdem, was vorgefallen."

„Diesen Brief hat eine alte Frau in Lumpen an mich abgegeben, Mamsell von Mirbel ist, wie die Alte versicherte, sehr krank und sehr unglücklich; da dachte ich denn, daß die Frau Gräfin ..." Die Augen des guten Dieners waren voll Thränen, Frau von Neuville merkte, daß er ihr nicht Alles zu sagen wagte, was er wußte.

„Du hast wohl daran gethan, Paolo" — sagte sie zu ihm — „gieb mir den Brief des Fräulein von Mirbel und laß uns nun allein; ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche."

„Du hast doch noch Eugenie von Mirbel nicht vergessen“ — sagte Frau von Neuville, nachdem sie den Brief geöffnet und durchlesen hatte.

„Eugenie von Mirbel“ — versetzte Laura — „eine junge Brunette, die einige Monate nach meiner Ankunft im Pensionat in die große Welt hinaustrat.“

„Nun weiß ich, warum Herr von Neuville mir verboten hat, sie zu sprechen. Ach! die Menschen haben sehr wenig Nachsicht mit den Fehlern, zu denen sie uns verführen. Höre diesen Brief.“

„Haben Sie Diejenige vergessen, die Sie Freundin nannten, da sie noch ein heiteres und unschuldiges Mädchen war? Ich kann es nicht glauben. Irre ich mich nicht, und erinnern Sie sich noch der armen Eugenie von Mirbel, so bitte ich Sie bei Allem, was Ihnen auf Erden heilig, kommen Sie mir, oder besser, kommen Sie meinem Kinde zu Hilfe. Ja wohl, Lucie, ich muß sehr, sehr unglücklich sein, daß ich, nach dem, was vorgegangen, es noch wagen konnte, an Sie zu schreiben. Duldete ich nur allein, hätte ich nicht an meiner Seite, auf dem Strohlager, das ich nicht mehr verlassen soll, ein schwaches unschuldiges Wesen, welches auch sterben muß, wenn ihm Niemand zu Hilfe kommt; ich würde Muth genug gehabt haben, aus dem Leben zu scheiden, ohne eine befreundete Hand zu drücken, ohne einem theilnehmenden Blicke zu begegnen, der mir das Sterben erleichtert hätte. Aber ich bin Mutter! Lucie, mögen Sie nie einen Begriff bekommen von den schrecklichen Leiden einer Mutter, die nichts für ihr Kind thun kann, das an ihrer Seite dem Tode nahe ist, vor Kälte und

Hunger. Vor Kälte und Hunger, Lucie! Wenn Sie Herrn von Neuville ungehorsam zu sein fürchten, so lesen Sie ihm meinen Brief vor, werfen Sie sich vor ihm auf die Kniee, sagen Sie ihm, daß man Sterbenden viel verzeiht, und er wird Ihnen erlauben, zu mir zu kommen. Aber im Namen des Himmels, im Namen ihres verehrungswürdigen Vaters, welcher der Freund des meinigen war, zögern Sie nicht! Meine Brüste sind vertrocknet. Mein armes kleines Mädchen weint, und ich habe nicht einmal einen Sous, nicht einmal einen Sous! um ihr ein wenig Milch zu kaufen."

„Wir wollen gleich hin" — sagte Laura, als Frau von Neuville den Brief fertig gelesen hatte — „wir wollen gleich hin! Wäre Herr von Neuville hier, er ginge mit uns; ich zweifle keinen Augenblick daran."

„O ja!" — versetzte Lucie — „Herr von Neuville verbot mir, Eugenien zu sprechen, und er hatte Recht; aber damals war sie noch nicht unglücklich!"

Lucie und Laura warfen jeder einen Umwurf über ihre Schultern, dann klingelte Frau von Neuville. Paolo trat ein.

„Hole mir einen Fiaker vom nächsten Platze, laß ihn vor die kleine Gartenthür, Rue Larochefocault vorfahren. Dort erwartest Du mich."

Obgleich sie nicht die Absicht hatte, ihrem Gatten den Schritt, den sie thun wollte, zu verbergen, glaubte Frau von Neuville sich doch eines Miethswagens bedienen zu müssen, um sich nicht gewissermaßen genöthigt zu sehen, ihren Leuten die Gründe auseinander zu setzen, welche sie bewogen, eine Person, die in der Rue de la

Tannerie wohnte, zu besuchen, anstatt zu Frau von Villerbanne zu fahren und dort den Abend zuzubringen, es war schon spät Abends, als Lucie und Laura den weiten Garten des Hôtels durchschritten und in den Wagen stiegen.

„Diese arme Eugenie“ — sagte Frau von Neuville beim Einsteigen — „muß doch sehr unglücklich sein, daß sie sich entschließen konnte, mir einen solchen Brief zu schreiben. O! meine Freundin, wie glücklich müssen wir uns schätzen, wenn wir unser Loos mit dem der armen Eugenie von Mirbel vergleichen!“

Die Gräfin schwieg während der ganzen Zeit, daß der Fiaker die Strecke zwischen der Rue St. Lazare und Rue de la Tannerie durchmaß. Das traurige Loos ihrer ehemaligen Freundin schien ihre Theilnahme lebhaft in Anspruch zu nehmen, und Laura, auf welche die Traurigkeit, welche die Züge der Freundin beschattete, rückzuwirken schien, wagte es nicht, sie in ihrem Nachsinnen zu stören.

Man riß grade in der Rue de la Tannerie das alte verfallene Gemäuer ein, an dessen Stelle jetzt neue Gebäude stehen, die an den Place de L'Hotel-de-ville anstoßen. Die an und für sich schon enge Straße war noch mit Schutt übersäet, der sie unfahrbar für Wagen machte; sie war daher auch abgesperrt worden. Die beiden Frauen mußten daher den Fiaker, der sie hergebracht hatte, an der Ecke der Rue Planche Mibray warten lassen.

Ohne Schwierigkeit fanden sie die Wohnung der

Eu=

Eugenie von Mirbel. Das arme Mädchen hatte von ihrem schauderhaften Elend kein übertriebenes Bild entworfen, dessen Anblick das Herz der Frau von Neuville zerriß.

Die Wände des Dachzimmers, welches sie bewohnte, waren nackt, der Wind hatte sich Bahn hindurch gemacht, trotz der Pfropfen aus Lumpen, mit welchen man die fehlenden Fensterscheiben hatte zu ersetzen gesucht. Eugenie lag auf einer armseligen Werg-Matratze, die über ein zerbrochenes Feldbett gebreitet war. Nur eine leichte wollene Decke, die einstmals weiß gewesen, bedeckte sie. In ihren Armen hielt sie ein schönes kleines Mädchen, das etwas über drei Monate alt war. Die Augen der armen Mutter lagen tief in den Augenhöhlen und waren von tiefdunkeln Kreisen eingeschlossen, Zeichen, daß sie in einem Zehrfieber dahinsiechte.

„Ach, da bist Du ja!“ — sagte die Jammergestalt, als sie Frau von Neuville in Begleitung Laura's eintreten sah — „ich glaubte, Du würdest nicht kommen. Mein Unglück ist so groß.“

„Meine arme Eugenie!“ — rief Lucie aus, indem sie fast in Thränen zerfloß — „ach ja, Du bist sehr unglücklich! Aber warum schriebst Du mir nicht früher?“

„Höre Lucie, ich werde sterben“ — sagte Eugenie und zog die Gräfin von Neuville an sich, um dieser ihr Kind zu zeigen — „ich werde sterben; aber Du wirst für meine Tochter Sorge tragen. Du versprichst es mir! Nicht wahr?“

„Nein, Du wirst nicht sterben, meine arme Freun-

din, Du bist noch jung; in Deinem Alter ist die Natur stark."

Eugenie schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Nimm Dich meiner Tochter an!" — sagte sie und gab ihr Kind der Gräfin auf die Arme.

Lucie ließ einen Arzt herbeiholen, eine Wächterin, ließ Alles besorgen, was nöthig war, um Eugenie so weit zu bringen, daß sie Kräfte genug gewönne, in eine Heilanstalt gebracht werden zu können. Sie gab auch der alten Frau, die ihr den Brief ihrer ehemaligen Freundin überbracht hatte, Geld. Alle diese Besorgungen hatten eine geraume Zeit hinweggenommen, so daß es fast Mitternacht war, als sie ihre Freundin verließ, indem sie ihr versprach, im Laufe des folgenden Tages wiederzukommen. Der Leser weiß nun schon, wie die Gräfin sowohl, als Laura, von Vernier dem Blaustrumpf, umgerannt wurden, der in Folge eines Zankes von der bereitwilligen Mutter entfloh, und welches sonst die Folgen dieses Sturzes waren.

Eine halbe Stunde, nachdem sie von der bereitwilligen Mutter fortgefahren war, kam die Gräfin von Neuville mit Laura durch die kleine Gartenthür in ihr Hôtel, in deren Nähe Paolo, treu dem empfangenen Befehl, bis jetzt Wacht gehalten hatte.

Die Verletzung der Frau von Neuville war zwar nicht bedeutend, erforderte jedoch augenblickliche Abhilfe. Sie schickte daher sofort nach Doktor Matheo, ihrem gewöhnlichen Hausarzt.

Die Verordnungen des Arztes bewirkten große Erleichterung. Doch wie es oft nach einer heftigen Auf-

regung der Fall ist, sie brachte eine sehr unruhige Nacht zu. Träume, welche ihrem Geiste das Vorgefallene wieder vorführten, störten ihren Schlummer. Sie erwachte, die Stirn in Schweiß gebadet, und der Gedanke an die Gefahren, denen sie preisgegeben war und denen sie ihre junge Freundin ausgesetzt hatte, beunruhigten sie auf's Höchste.

Alle ihre Bangigkeit stieg noch auf einen höheren Grad, als sie bemerkte, daß man ihr ein kleines, mit Perlmutter ausgelegtes Etui gestohlen hatte, welches ihre Karten und zwei Bankbillets zu tausend Franken enthielt.

Laura, welche die Nacht in ihrer Nähe zugebracht hatte und der sie diesen Umstand mittheilte, so wie die daraus für sie hervorgehenden Befürchtungen, versuchte es, sie zu trösten, so gut sie nur konnte. „Wir haben" — sagte Lucie zu ihr — „eine große Unvorsichtigkeit begangen, indem wir uns zu einer unpassenden Stunde in ein ödes Stadtviertel wagten."

„Hat man die Zeit, an Alles zu denken, wenn man eine Wohlthat ausüben will?" — antwortete ihr Laura. — „Aber was beunruhigst Du Dich ohne Grund. Derjenige, der Dein Etui gestohlen, wird ohne Zweifel nur von dem Werth der Bankbillets Gebrauch machen."

„Wer kann aber der Mann gewesen sein, der anfangs sich so roh zeigte, plötzlich aber den Ton, die Manieren und die Sprache eines Mannes von Welt annahm, und der den einen von den Leuten, die aus dem Hintersaal hervorkamen, verhinderte, mir mein Halsband zu rauben?"

„Ohne Zweifel war es ein anständiger Handwerker, der nicht zugeben wollte, daß vor seinen Augen ein Diebstahl begangen würde, den er im Stande war, zu verhindern.“

„Du irrst, Laura, jener Mann war kein Handwerker. Ich kann mir den Grund dafür selbst nicht recht klar machen, aber was ich am meisten befürchte, ist, daß mein Etui just in seine Hände gerathen sei.“

„Ich bitte, meine theure Lucie, beruhige Dich, man kann Tausend gegen Eins wetten, daß Deine Furcht ungegründet ist.“ —

Laura hatte noch nicht ausgesprochen, als eine Kammerfrau den vom Marquis von Pourrières abgesandten Bedienten ankündigte. Frau von Neuville erbrach das Wappensiegel des Päckchens, das ihr überreicht wurde, mit zitternder Hand löste sie das Couvert; es enthielt das Etui, die beiden Bankbillets, und zwischen den Karten lag ein Billet, worauf folgende Zeilen standen:

„Ich danke dem Himmel dafür, daß er das Etui, welches Sie in dem Hause, in welchem ich Ihnen begegnete, verloren, in meine Hände fallen ließ. Ich hoffe, Frau Gräfin, daß es mir gestattet sein wird, Ihnen meine Huldigungen an einem passenderen Orte darzubringen.“

Die Gräfin konnte von dem Bedienten, den sie selbst auszuforschen versuchte, nichts herausbekommen. Er gehorchte gewissenhaft den Befehlen, die er erhalten hatte.

Das Wappen auf dem Siegel des Briefes und die Handschrift waren der Frau von Neuville völlig unbekannt.

V.

Debut eines grossen Mannes.

Ein Kaufmann mit Mode- und Krämerwaaren bewohnte nebst seiner Frau seit mehren Jahren ein niedliches kleines Haus in der Rue des Consuls zu Toulouse.

Der Erfolg krönte die unermüdliche Thätigkeit und die allgemein gerühmte Zuvorkommenheit dieses Kaufmannes, der, von klein auf, ein ansehnlicher Geschäftsmann geworden war und sich ein Vermögen erworben hatte, das mit jedem Tage beträchtlicher wurde. Der Vater Salvador, dies war sein Name, hatte sich seit langer Zeit ein Kind gewünscht, endlich hatte der Himmel seinen Wunsch erhört, und nach zehnjähriger Verheirathung beschenkte ihn seine rasche und verständige Hausfrau mit einem Sohne, dessen Geburt durch ein Fest gefeiert wurde, zu welchem alle Freunde und Nachbarsleute eingeladen waren.

Eins von jenen homerischen Mahlen, wie sie nur in der Provinz vorkommen, Mahlzeiten, die mehre Stunden dauern, während welcher die alten Flaschen geleert werden, welche für außerordentliche Gelegenheiten aufbewahrt sind, und die man noch Jahre lang nicht vergessen kann, machte den Schluß der Festlichkeit.

Als der Sohn des Vaters Salvador vierzehn

Jahre alt war, schien er schon achtzehn alt zu sein, so groß und wohlgenährt sah er aus. Die jungen Mädchen wurden schon auf die Regelmäßigkeit seiner Züge aufmerksam, so wie auf seine schönen, blauen Augen und seine prächtigen blonden Haare, die in langen Locken ihm auf die Schultern hinabfielen.

Die Natur hatte dem jungen Salvador ihre kostbarsten Vorzüge verliehen, sein Verstand stand nicht der Annehmlichkeit seiner äußeren Erscheinung nach; er machte im Collège die glänzendsten Fortschritte, mit funfzehn Jahren hatte er bereits sein Baccalaureus-Examen bestanden, und seine Eltern, deren Stolz und Freude er war, wollten einen Advocaten aus ihm werden lassen.

„Unser Sohn wird gewiß ein ausgezeichneter Advocat werden, und ein ausgezeichneter Advocat kann heutzutage sich die größten Hoffnungen machen" — sagte oft zu seiner Hausfrau der gute Vater Salvador, der die Tagesblätter las und der keineswegs ein so simpler Mann war, als für den ihn seine Nachbaren ansahen.

Das Haus des Vater Salvador war so groß, daß einige Zimmer unbewohnt standen. Der honette Handelsmann, der aus Allem Vortheile zu ziehen wußte, hatte diese Zimmer möbliren lassen und vermiethete sie theils an fremde Kaufleute, theils an Offiziere der Garnison. Aber der Vater Salvador nahm nicht den ersten Besten zum Miether. War es ein Kaufmann, so mußte er an ihn durch einen seiner Correspondenten empfohlen sein. Offiziere nahm er nur solche auf, deren Grad und Alter ihm für ihre Aufführung bürgte. Ein einziges Mal war er von seinen Grundsätzen abgewichen.

Ein Mann, der sich für einen Kaufmann aus Marseille ausgab und dessen Papiere übrigens in größter Ordnung waren, hatte sich, ohne irgend eine Empfehlung mitzubringen, ihm vorgestellt. Anfangs wollte zwar der Vater Salvador ihm eine abschlägige Antwort geben, aber dieser Mann hatte ein so anständiges Äußere, so viel Feinheit des Benehmens, daß er es nicht wagte, ihn zurückzuweisen.

Dieser Mann kam mehre Male wieder, und seine streng moralische Aufführung, die sich seit einer Reihe von Jahren keine Blöße gegeben hatte, die sich immer gleichbleibende Regelmäßigkeit seiner Gewohnheiten, hatten ihm mit der Zeit das Vertrauen der Salvador'schen Eheleute erworben, die sich daran gewöhnt hatten, ihn zu Rathe zu ziehen, wenn es sich bei ihnen um eine Angelegenheit von Bedeutung handelte.

Dieser Fremde, der sich Duchemin nennen ließ, schien den jungen Salvador sehr lieb zu haben, der seiner Seits des Fremden Rückkehr jedes Mal mit erhöhter Freude sah. Er plauderte oft mit ihm von seinen Studien, und ließ sich von ihm seine vielfachen Reisen erzählen, die er angeblich gemacht hatte, und der junge Mann, der für ein abenteuerliches Leben schwärmte, hörte mit dem größten Enthusiasmus auf diese Erzählungen, die so geschickt gehalten waren, daß sie seine Einbildungskraft aufregten, ohne bei den Eltern anzustoßen. Diese waren darüber entzückt, daß ihrem Sohne die Gelegenheit geboten wurde, seine erworbenen Kenntnisse zu zeigen, traten gern dem Fremden einen kleinen

Theil der Zärtlichkeit ab, mit der sie an ihrem einzigen Kinde hingen.

Duchemin, den seine Geschäfte zwei bis drei Mal des Jahres nach Toulouse führten, befand sich just bei den Salvador'schen Eheleuten zu der Zeit, da ihr Sohn sich anschickte, sein Baccalaureus-Examen zu machen. Duchemin schob seine bereits festgesetzte Abreise auf, um noch Zeuge von dem Triumphe des jungen Mannes zu sein. Er bestand die Prüfung glänzend. Niemand hatte vorher daran gezweifelt, darum setzte es auch Keinen in Erstaunen, doch war die Freude der Eltern groß, und Duchemin wurde zu dem Feste eingeladen, das man dem neuen Baccalaureus zu Ehren gab.

Am folgenden Morgen zeigte Duchemin ihnen an, er wolle nach Muret reisen, wo er drei Tage zu verweilen gedächte, und regte in dem jungen Manne den Gedanken an, seine Eltern um die Erlaubniß zu bitten, ihn begleiten zu dürfen. Nach einem so glänzenden Triumphe, wie der, welcher ihm eben zu Theil geworden, konnte der Vater Salvador seinem Sohne nichts abschlagen; er war daher auch sofort bereit, dem jungen Manne die kleine Bitte zu gewähren, die er an ihn richtete, und am folgenden Morgen um sieben Uhr nahm ein Miethswagen die beiden Reisenden auf. Es war ein prachtvoller Morgen, der blaue, mit leichten Silberwölkchen besetzte Himmel versprach einen schönen Tag; die ganze Welt hatte ein freudiges Aussehen. Doch konnte die Mutter, als sie ihren so zärtlich geliebten Sohn zum ersten Male aus dem väterlichen Hause scheiden sah, nicht die Thränen zurückhalten. Eine geheime Stimme, die sie vergeb-

lich zu unterdrücken bemüht war, ein Vorgefühl, das keinen Grund zu seiner Rechtfertigung hatte, sagte ihr: sie würde ihr Kind nie wiedersehen. Sie suchte vergebens die traurigen Gedanken zu verscheuchen, die ihr Hirn durchkreuzten, und sie wollte eben die Erklärung aussprechen, sie könne die Trennung von ihrem Sohne nicht zugeben, als das Pferd sich in Trab setzte, und der Wagen davonfuhr.

„Gott und die heilige Jungfrau mögen ihn beschützen" — sagte Madame Salvador, als der Korbwagen, der ihren Sohn fortnahm, mitten in der Staubhülle verschwand, die er auf der Straße aufwühlte.

Der Himmel erhörte die Bitten der armen Mutter nicht. Die Sonne, welche den Tag seiner Rückkehr beleuchten sollte, ging in ihrer Strahlenpracht auf, doch der Sohn kam nicht wieder. Wochen, Monate und Jahre vergingen, ohne daß die Eltern ein Sterbenswörtchen von ihm hörten. Endlich brach der Schmerz ihre Herzen und ihr letzter Lebensathem war ihre letzte Thräne.

Duchemin (später werden wir den wahren Namen dieses Mannes kennen lernen) gehörte einer adligen Familie des mittäglichen Frankreichs an. Er hatte eine sehr gute Erziehung erhalten, und war mit ausgezeichneten Vorzügen begabt, um in der Welt eine ehrenvolle Stellung einzunehmen.

Da seine Eltern starben, als er nur noch Kind war, wurde die Vormundschaft über ihn einem sehr selbstsüchtigen Manne anvertraut, der keinen Begriff von den Pflichten hatte, die ein so heiliges Amt auferlegt. Doch verwaltete derselbe das kleine Vermögen seines Mündels

mit vieler Einsicht und Rechtlichkeit, und als dieser majoren geworden war, legte er ihm bei Heller und Pfennig Rechnung darüber ab. Hierauf ließ er sich eine Bescheinigung geben, wünschte dem jungen Manne alles mögliche Glück und kümmerte sich fortan nicht mehr um ihn.

Duchemin wurde daher mit zwanzig Jahren unbeschränkter Herr seiner Handlungen und einer Summe, die er nicht schnell genug vergeuden konnte.

Bald hatte er es aber doch so weit gebracht.

Nach mehren Jahren, während welcher Duchemin nicht einen Augenblick zur Überlegung übrig behalten hatte, machte er eines Morgens die Bemerkung, daß seine Kasse leer war. Nun hieß es Lebewohl sagen den Vergnügungen, von seinen Fähigkeiten Vortheil ziehen, und von einer angestrengten Arbeit ein Vermögen zu erwarten, das vielleicht dem seinigen, welches er so rasch vergeudet hatte, doch nicht gleichkommen konnte. Dazu hatte jedoch Duchemin nicht Entschlossenheit genug.

Nicht in Angelegenheiten eines anständigen Geschäftes kam Duchemin nach Toulouse. Er kam nur nach dieser Stadt, um einem jüdischen Hehler die Edelsteine und das Silberzeug zu verkaufen, welches von einer Räuberbande erbeutet worden, die das Gehölz von Cuges unsicher machten und zu welcher er gehörte.

Duchemin sah wohl ein, daß, wenn er sein gefährliches Geschäft in Sicherheit betreiben wollte, seine erste Sorge die sein müßte, jeden Verdacht zu vermeiden, der mit Recht oder Unrecht immer auf einen Fremden in einer Provinzialstadt fällt, der für seine Anwesenheit keine genügenden Gründe anzugeben weiß, zumal

wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hat, seine Wohnung in einem Hause aufzuschlagen, das in gutem Rufe steht. Daher setzte er einen kleinen Theil der Summe, die ihm der jüdische Juwelenhändler auszahlte, gegen Waaren um, die er in einer anderen Stadt oft mit Verlust wieder verkaufte, und gleich bei seiner ersten Reise nach Toulouse war er darauf bedacht gewesen, sich eine Wohnung zu verschaffen, wie er sie wünschte. Der Jude hatte ihn auf das Haus des Vaters Salvador aufmerksam gemacht, und sein feines Äußere, so wie sein gebildetes Benehmen, hatten ihm dort Eingang verschafft.

Duchemin hatte bei dem großen Scharfblick, mit dem er begabt war, sehr bald unter den glänzenden Eigenschaften, die der junge Salvador besaß, den Keim zu manchem Laster bemerkt. Diese Bemerkung und die Hoffnung, die er darauf begründete, sich einen Mitschuldigen zu erziehen, auf den er in allen Wechselfällen seines abentheuerlichen Lebens rechnen konnte, ließen den Entschluß in ihm reifen, den jungen Mann seiner Familie zu rauben.

Es kostete eben nicht große Mühe, die Freundschaft und das Vertrauen des jungen Salvador zu gewinnen, der sehr bald seiner Eltern vergessen hatte und sich mit der vollen Leidenschaft der Jugend in die leichtfertigen Genüsse hineinstürzte, die ihm Duchemin auf allen Schritten entgegenführte.

Salvador hatte, um den thätigen Nachforschungen von Seiten seiner Familie zu entgehen, sogleich den Namen d'Aymard angenommen. Unter diesem Namen machte er seinen ersten Waffengang. Nachdem er einen

ansehnlichen Theil von Frankreich durchstrichen hatte, kam er in eine nördlich gelegene Stadt, wo er eine junge, sehr reiche Wittwe in sich verliebt zu machen wußte, die ihn in ihr Haus aufnahm. Er stahl ihr, auf Duchemins Anstiften, ein Schmuckkästchen von beträchtlichem Werthe. Die junge Frau dachte nicht im entferntesten daran, ihren Geliebten anzuschuldigen. Da dieser erste glückliche Erfolg Salvador mit Muth erfüllte, machte er unterschiedliche falsche Wechsel, durch welche mehre Bankiers in Frankreich und Belgien beträchtliche Summen einbüßten.

Doch eines Tages wurde das Glück müde, die Unternehmungen des jungen Mannes zu begünstigen. Er ward in dem Augenblicke festgenommen, da er eben einen reichen Bürger in Valenciennes, wo er sich damals aufhielt, bestohlen hatte. Doch durch Hilfe seiner Mitschuldigen, die, glücklicher als er, sich nicht hatten greifen lassen, gelang es ihm, sich aus den Händen der Gensdarmen zu befreien.

Duchemin und der junge Mann, den er vom väterlichen Heerd fortgerissen, um einen Mitschuldigen aus ihm zu machen, wurden scharf verfolgt. Man wußte, daß sie die vielen falschen Wechsel angefertigt hatten, welche Verwirrung in den Handel brachten. Das Signalement der beiden Verbrecher ward an alle Communen des Königreichs gesandt. Duchemin und Salvador verließen Frankreich, bis die Nachforschungen nach ihnen erschlafft wären und schifften sich in Marseille auf einem Packetboot ein, das nach Italien segelte.

An Geld hatten sie keinen Mangel. So kamen

sie denn mit vielem Pomp in Turin an. Salvador nahm den Namen eines Vicomte von Lestang an, und gab sich für einen jungen Mann aus edler Familie aus, der in Begleitung seines Gouverneurs reise, um seine Erziehung zu vollenden. Die achtungswerthesten Häuser von Turin nahmen den jungen französischen Edelmann gastfrei auf, dessen Schönheit und ausgezeichnetes Benehmen alle Welt bewunderte, ganz vorzüglich aber die Damen. Salvador hatte sich die Gunst der Donna Carmagnola, einer der ausgezeichnetsten Frauen der Stadt erworben. Diese Dame, obgleich noch sehr gesucht, hatte doch schon das Alter erreicht, in welchem eine Frau ihre Vorliebe für einen hübschen jungen Mann offen an den Tag legen kann, ohne sich zu compromittiren. Salvador war einer ihrer Intimsten in dem kleinen Gesellschaftskreise geworden, der sie umgab. Duchemin begleitete, in seiner Eigenschaft als Gouverneur, seinen Zögling überall hin, er prüfte die Gelegenheiten, wußte sich geschickt einen Abdruck zu verschaffen, falsche Schlüssel wurden angefertigt, und bald hörte man in der Stadt von einem Diebstahl sprechen, von dem der wenig geübte Blick der Polizei von Turin nicht begreifen konnte, wie es möglich gewesen war, ihn zu vollführen.

Salvador und Duchemin hatten in Turin mehre von ihren Mitschuldigen wiedergefunden, an die sie schrieben, sie möchten mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Es wurde von ihnen der Plan ausgearbeitet, die Kasse des Hauses Carmagnola zu bestehlen. Alles wurde vorbereitet, um sich eines glücklichen Ausganges

der Frevelthat zu versichern. Man verfertigte falsche Schlüssel, und zur bestimmten Zeit versammelten sich die Verbündeten in der Nähe des Ortes, wo sie ihren Streich vollführen wollten. Die Nacht war dunkel, und die Straße, in Folge eines starken Regens, angeschwollen. Alle Thüren des Hauses, das dem reichen Bankier Carmagnola gehörte, wurden mit erstaunenswerther Geschicklichkeit geöffnet, und ohne Hinderniß gelangten die Übelthäter in das Zimmer, in welchem die Kasse stand, um deren Beraubung es sich handelte. Es war ein mit einer großen Platte von bedeutender Dicke beschlagener eiserner Kasten, der durch starke eiserne Klammern in die Mauer eingeklammert und mit drei Schlössern verschlossen war, von denen sich Duchemin keinen Abdruck hatte verschaffen können. Man mußte sie daher aufbrechen. Dies versuchten die Gauner vermittelst einer Brechstange und mehrer Stemmeisen. Schon gaben die Schlösser den angestrengten Kraftäußerungen von vier kräftigen Männern nach, die schon das Geld und die Bankonoten in Händen zu haben vermeinten, als plötzlich ein furchtbarer Knall losging.

Die Diebe ergriffen die Flucht. Indeß waren die Pistolenschüsse, durch welche sie so heftig in Schrecken gesetzt und in dem Augenblicke zurückgehalten wurden, da der beabsichtigte Diebstahl eben vollzogen werden sollte, nicht auf sie abgesehen. Der Bankier Carmagnola der am folgenden Morgen eine kleine Reise unternehmen mußte, hatte seine Pistolen einem Bedienten mit dem Auftrage übergeben, sie in Stand zu setzen, und dieser hatte unvorsichtiger Weise die Gewehre im Garten los-

gehen lassen, nach dem das Fenster des kleinen Zimmers hinausging, in welchem sich die Diebe eben befanden.

Diese rannten, indem sie die Flucht ergriffen, den Bedienten fast um, der, erstaunt, mitten in der Nacht vier Kerle in dem Garten seines Herrn zu finden, sie ohne Zögern verfolgte. Er erreichte einen von ihnen, und der Lärm, den er machte, würde unbedingt Leute nach dem Schauplatz gezogen haben, wo dies vorging. Da wandte sich der Dieb um, erwartete festen Fußes den Bedienten und stieß ihm einen Dolch tief in die Brust, der ihn auf den Boden hinstreckte.

Des Dieners entledigt, konnten die Diebe, die nichts mehr in ihrer Flucht aufhielt, das Hotel Carmagnola verlassen und sich zerstreuen, ohne ferner beunruhigt zu werden.

„Sie machen Ihre Sache gut, mein Theurer“ — sagte Duchemin zu Salvador, als Beide neben einander vor einem tüchtigen Feuer in einem Zimmer des Gasthauses zu der guten Frau saßen, wo sie wohnten — „Sie machen Ihre Sache gut; ein Mensch verwundet, vielleicht gar getödtet.“

„Konnte ich anders, wenn ich mich nicht wollte fangen lassen?“ — antwortete Salvador — Eher wollte ich zehn Menschen tödten, als die Bekanntschaft der italienischen Gefängnisse machen.“

„Sehr brav, mein lieber Zögling! — Ich hoffe, Sie werden einstmals Ihren Lehrer übertreffen. Aber was wird sich aus dem Allen für ein Resultat ergeben?“

„Nichts. Der Bediente, der nicht todt ist, wird

Keinen wiedererkennen, weil wir, nach unserer Gewohnheit, Larven vor hatten."

So weit waren Duchemin und Salvador in ihrem Gespräche gekommen, als ein Kellner ihnen anzeigte, ein unbekannter Herr wünschte sie zu sprechen. Salvador versetzte: er sollte ihn nur hereinkommen lassen.

„Bestellt Postpferde und reiset sogleich ab!" — sagte der Eintretende, welcher einer ihrer Gehilfen bei ihrem mißlungenen Diebsversuche war — „reiset ab, wenn Ihr nicht in einigen Stunden wollt eingesperrt werden. Der öffentliche Lärm, durch den von Ihnen verwundeten Bedienten angefacht, der den Vicomte von Lestang mit Bestimmtheit erkannt haben will, klagt Euch laut an."

„Aber es ist unmöglich!" — schrie Salvador auf — „Wir waren ja alle verlarvt."

„Ihre Larve wird sich verschoben haben. Sie sprachen vielleicht einige Worte. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Sie erkannt sind, daß ich von dem überzeugt bin, was ich sage, und daß die Diener der Gerechtigkeit gegenwärtig bei dem Bankier sind. Nun machen Sie, was Sie wollen."

Salvador wollte bleiben und dem Sturm Trotz bieten. Duchemin hielt es jedoch für rathsamer, abzureisen. **Wenn man Butter auf dem Kopfe hat** — sagte er zu seinem Begleiter — **muß man nicht an die Sonne gehen, die Butter schmilzt und macht Flecke.**

Duchemins Ansicht trug den Sieg davon, und wenige

wenige Minuten nach dem Gespräche, das wir eben mitgetheilt haben, rollte ein Wagen der Gebrüder Bonnafous mit Salvador und seinen beiden Begleitern davon.

Kaum in Frankreich angekommen, bestahlen sie den General-Einnehmer von Var zu Draguignan, dem sie eine Summe von beinahe 35,000 Franken raubten. Dieser Diebstahl war mit so eigenthümlichen Umständen verbunden, daß wir sie mittheilen, um unsern Lesern einen Maaßstab von dem tollkühnen Charakter Salvadors und seiner Verbündeten zu geben.

Während Salvador allerlei Geldsorten gegen Wechsel auf Sicht an verschiedene General-Einnehmer umsetzte, Wechsel, welche sich überall ohne Umstände wieder zu Geld machen lassen, hatte er Gelegenheit, alle nöthigen Abdrücke zu nehmen. Duchemin seinerseits, der aus dem Gouverneur des Vicomte von Lestang dessen Kammerdiener geworden war, hatte so geschickt manövrirt, daß er mit dem vertrauten Diener des General-Einnehmers gut Freund wurde. Dieser Diener schlief in dem Zimmer, in welchem die Kasse stand. Er war ein sehr ordentlicher Mensch, und Duchemin erkannte sehr bald, daß nicht daran zu denken war, ihn mit ins Komplott zu ziehen. Ihn angreifen, ihn, wenn auch gerade nicht zu seinen Vätern schicken, doch wenigstens unfähig machen, sich dem Gelingen ihres Vorhabens zu widersetzen, das hätten Salvador und seine Genossen sehr gern gethan, aber der Diener, welcher dem Hunde glich, von welchem der gute Lafontaine erzählt, sah ganz danach aus, daß er sich tapfer wehren würde. Daher war Duchemin der Meinung, man müsse sehr zart mit ihm

verfahren. Einige Flaschen Wein von Jurançon, die gelegentlich aufgetischt worden, lösten dem Diener die Zunge und er erzählte Duchemin seine ganze Lebensgeschichte.

Diese Geschichte war eine ganz gewöhnliche. Doch sie enthielt das Bekenntniß einer That, aus der Duchemin glaubte Vortheil ziehen zu können. Der Diener hatte im Verlauf seiner Erzählung von einem alten, in seiner Heimat gelegenen Schlosse gesprochen, in welchem es, nach seiner Behauptung, spukte. Duchemin fing an zu lachen.

„Hätten Sie diese Gespenster gesehen, so wie ich, die Lust zum Lachen wäre Ihnen vergangen! — rief der Diener aus.

„Also wirklich?“ — entgegnete ihm Duchemin, der die Mittel vor Augen sah, das Unternehmen, auf das er sann, zur Ausführung zu bringen und wieder eine ernste Miene angenommen hatte — „Sie hätten wirklich Gespenster gesehen?“

„So wie ich Sie vor mir sehe.“

Und der Bediente erzählte eine jener langen und kläglichen Spinnstuben-Geschichten von Gespenstern.

Indeß war die Nacht hereingebrochen, und Duchemin und der Diener, die sich in einem geringen Wirthshause in der Umgegend von Draguignan so lange aufgehalten hatten, dachten an ihre Rückkehr nach der Stadt. Es war ein heißer Tag gewesen, und hin und wieder zeigten sich die in mittäglichen Gegenden so gewöhnlichen Irrlichter auf dem Felde. Der Diener, der noch von dem Eindruck der Erzählung, die er selbst mit-

getheilt, ganz erfüllt war, schien von der gewaltigsten Angst ergriffen zu sein.

„Ich habe immer geglaubt“ — sagte er und faßte Duchemin unter den Arm — „diese kleinen blauen Flammen seien Seelen von Büßenden.“

„Da mögen Sie wohl auch Recht haben“ — antwortete Jener.

Sobald sie in der Stadt angekommen waren, trennten sie sich.

Salvador ging auf den Plan ein, den Duchemin entworfen.

Sie zogen sich beide schwarze Büßer-Gewänder an und drangen ungehindert in das Zimmer, in welchem der Diener schlief, in welchem Zimmer, wie schon gesagt, die Kasse stand. Ihr Begleiter blieb als Schildwacht draußen.

Der arme Schäfer, der im Traum all die Bilder wieder sah, mit denen er sich den Tag über beschäftigt hatte, erwachte, und wurde bei dem Anblick der beiden furchtbaren Geistererscheinungen, die vor seinen Augen standen, von einem solchen Schrecken erfaßt, daß er keines einzigen Wörtleins mächtig war. Salvador und Duchemin verloren keine Zeit. Während der Erstere mit den falschen Schlüsseln, die er angefertigt hatte, die Kasse öffnete, warf der Andere Bärlapp-Pulver in die Flamme einer kleinen Kerze, die er in der Hand hielt.

Der unglückliche Diener, der sich muthig vertheidigt hätte, wäre es ihm bekannt gewesen, daß er es mit zwei Verbrechern zu thun, hatte gegen Geister keine Kraft. Er verlor den Gebrauch seiner Sinne.

Salvador und Duchemin zogen sich zurück, ohne auf Hindernisse zu stoßen; doch durch ein ganz eigenthümliches Mißgeschick wurden die beiden Freunde den Tag darauf, gerade in dem Momente von einem schlauen Gensdarm arretirt, als sie eben in die Diligence steigen wollten.

Sie wurden vor den Assisen-Hof zu Aix gestellt und Beide zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt und nach dem Bagno von Toulon abgeführt.

Kommt ein Dieb, der sich während seiner gaunerhaften Carrière durch ausgezeichnet verwegene Streiche einen Namen gemacht, in dem Bagno an, so steht ihm das Recht zu, das ihm Niemand streitig macht, sich den besten Platz auf der Bank auszuwählen; die braven Jungens bringen ihm all die kleinen Bedürfnisse herbei, die ein Sträfling braucht; sie rupfen selbst ihre Matraze aus, um die des Neuangekommenen weicher zu polstern.

Der Eintritt Duchemins und Salvadors in den Saal Nr. 3 (der mit dieser Nummer bezeichnete Saal im Bagno von Toulon ist für die gefährlichsten Verbrecher bestimmt) ward durch einstimmigen Jubelruf begrüßt. Die Gefangenen griffen sich an, der Wein floß in Strömen, Jeder erzählte seine Geschichte, und wie man sich leicht denken kann, den Strafbarsten wurden stets die lautesten Beifallsbezeugungen zu Theil.

Als Duchemin den Ältesten des Saals Nr. 3 seine Geschichte erzählt hatte, ging auch auf Salvador ein Theil der Achtung über, die man seinem Begleiter zollte. Besonders lobte man seine Geistesgegenwart und

seinen Muth', die er bei dem Versuche zur Beraubung des Banquiers Carmagnola bewiesen hatte.

Gleich nach ihrer Ankunft im Bagno hatten sich die beiden Freunde all die kleinen Bedürfnisse für Sträflinge zu verschaffen gewußt; mit einem Worte, sie hatten sich wie Leute eingerichtet, die sich mit Ergebenheit in eine Strafe schicken, von der sie wohl wissen, daß sie dieselbe verdient haben. Doch dies war keineswegs ihre Absicht. Duchemin hatte eine sehr bedeutende Summe in Bankbillets bei sich, die er Aller Blicken hatte zu entziehen gewußt, und da man im Bagno, so wie an jedem andern Orte, erhalten kann, was man wünscht, wenn man es nur verhältnißmäßig zu bezahlen vermag, so machte es ihm keine Mühe, sich ein stählernes oder elfenbeinernes Etui zu verschaffen, vier Zoll lang und ungefähr zwölf Linien im Durchmesser, in welchem man einen Reisepaß, eine Säge und ihre Deckung verstecken kann, welcher die Diebe den Namen Bastringue beigelegt haben.

Salvadors Jugend hatte den Commissarius des Bagno zu seinen Gunsten für ihn eingenommen und dieser bewilligte ihm eine der Stellen als Unter-Payot.

Die Stellen des Payot und Unter-Payot sind die schönsten und einträglichsten, welche Verbrechern angewiesen werden können, die sich durch ihre Aufführung und Bildung der Auszeichnung von Seiten der Administration würdig zeigen. Der Payot ist, wie alle andern Unter-Officiere einer Galeere, nicht angeschmiedet und darf nicht rudern, aber er hat noch vor Jenen den Vorzug, frei im Innern des Bagno umherspazieren zu dürfen.

Duchemin und Salvador hatten Alles vorbereitet, um ihr Entweichen möglich zu machen, und sie harrten mit Ungeduld auf einen günstigen Augenblick, als Anzeichen, die so scharfsichtigen Blicken, wie denen Duchemins, nicht entgehen konnten, ihnen verriethen, daß ihr Vorhaben von einem ihrer Unglücksgefährten durchschaut werde.

Duchemin hatte nicht dieselbe Vergünstigung erhalten, wie Salvador; er war angeschmiedet und mußte rudern. Sein Gefährte, der mit ihm zusammengekettet und zu fünfjähriger Strafe verurtheilt war, war ein Mann von 23 bis 25 Jahren, kräftig gebaut, seine durchaus regelmäßigen Züge zeigten den Ausdruck seltner Entschlossenheit. Wir wollen die Vorfälle erzählen, die ihn nach dem Bagno von Toulon gebracht, da dieser Mensch im Verlaufe unserer Erzählung eine bedeutende Rolle spielt.

VI.

Die Sängerin.

Der Reisende, welcher die Gegenden im Norden und Osten Frankreichs durchreist und dann in eine der mittäglichen Städte des Landes kommt, würde fast in ein fremdes Land versetzt zu sein glauben, wenn ihn nicht die Uniform der Zollbeamten und Gend'armen bei jedem Schritte, den er thut, daran erinnerten, daß er aus dem guten Königreich Frankreich noch nicht heraus ist. Die mittäglichen Völker, ohne Zweifel durch die Sonnenhitze, die auf ihren Köpfen brennt, aufgeregt, werden bei jeder Kleinigkeit leidenschaftlich, ihre außerordentlich bewegliche Einbildungskraft jagt unaufhörlich allen nur vorhandenen Gelegenheiten nach, die sie für einige Augenblicke aufregen können. Wenn eine Zeit-Berühmtheit, sei es ein braver Soldat, ein gefeierter Künstler oder ein großer Schriftsteller, nach einer der Städte von Languedoc, oder der Provence oder von Guyenne kommt, wenn dieser berühmte Mann auch noch so wenig populär ist, gleich vereinigen sich alle Stimmen zu einem donnernden Vivat; es giebt nicht musikalische Instrumente genug in der Stadt, um für alle Serenaden auszureichen, und ist der Himmel heiter, und eine Hand berührt zufällig die Hand eines ihr Zu-

nächststehenden, so ist gleich ein großer Rundtanz auf freiem Platze angeordnet.

Aus den mittäglichen Ländern stammt die Mode, die dramatischen Künstler mit den unüberschwänglichen Ovationen auszuzeichnen, die in demjenigen, dem sie gelten, die Furcht erregen müssen, lebendig in einem Berge von Blumen begraben zu werden, eine Mode, die leider rascher und weiter vorgedrungen, als die Freiheit, denn sie hat zur Zeit schon die Reise durch die Welt gemacht.

Nach dieser oberflächlichen Skizze des Charakters unserer Landsleute im Süden werden unsere Leser nicht überrascht sein zu hören, daß die Debuts einer jungen Sängerin, die, wie der Theaterzettel besagte, sich noch auf keiner Bühne gezeigt hatte, die ganze Einwohnerzahl der alten phocäischen Stadt beschäftigten. Man erzählte Wunder von dieser jungen Dame, sie wäre, sagte man, schöner als die Mutter der Liebesgötter, ihre Stimme verdunkelte die der Henriette Sonntag, der Celebrität jener Zeit; sie hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, Beweise von dem großen Talente, welches man von ihr pries, zu geben, und schon fürchtete man, daß die Hauptstadt, die man im Voraus verwünschte, der Stadt Marseille den schönsten Edelstein in ihrer Krone fortnehmen möchte.

Der Tag des Auftretens kam, die ganze Stadt fand sich in der Straße nach dem Theater ein; die Spekulanten, die von Morgens an alle Zugänge zu den Billet-Verkauf-Bureaus versperrten, gewannen große Summen: man schlug sich an den Thüren des Theaters; mehr als ein Löwe von Marseille ließ die wesentlichsten

Theile seines Anzuges auf dem Kampfplatz, es gab verrenkte Schultern und eingeschlagene Hüte, zerbrochene Arme und Beine, in runde Westen verwandelte Fracks und Röcke: endlich trat man ein.

Ein Schrei tönte auf ein Mal von allen Lippen, als der Vorhang aufging: „die Debutantin! die Debutantin!“ Das Publikum wollte das kleine Stück, mit welchem die Vorstellung beginnen sollte, nicht sehen. Ein tiefes Stillschweigen trat ein, als das Orchester die ersten Takte der Oper spielte, in der die Debutantin auftreten sollte. Trotz des väterlichen Ausdruckes auf den Angesichtern der meisten Zuschauer, hätte man doch denjenigen sicherlich zur Thür hinausgeworfen, den unversehens eine Quinte überrascht hätte: denn es bedarf wenig, um die Galle eines Marseillers zu reizen; es sind übrigens ganz wackere Leute, nur scheinen sie fortwährend im höchsten Zorn, und wenn sie unter einander von Geschäften oder Vergnügungen reden, möchte man glauben, sie wollten sich schlagen.

Endlich erschien die Debutantin: es war eine große, wohlgebildete Erscheinung, mit schwarzen und gleich einem Rabenfittich glänzenden Haaren, deren lange Flechten auf Schultern vom blendensten Weiß fielen, das Antlitz ein vollkommenes Oval: ihre Züge, von einer vollendeten Regelmäßigkeit, erinnerten an die anmuthigen Schöpfungen, die uns der Meißel der alten Bildhauer hinterlassen: ihre blauen, halb unter langen seidenen Wimpern verschleierten Augen, schossen Blitze. Sie sang: die Erwartungen, die sie erregt hatte, wurden nicht getäuscht, ihre Stimme, von einer köstlichen Reinheit und Frische, er-

reichte ohne Anstrengung die höchsten Noten der Tonleiter: es war eine Fluth von perlenreinen Kadenzen, von wunderbaren Fiorituren, die mit erstaunlicher Schnelligkeit auf einander folgten.

Die Debutantin errang einen kolossalen Erfolg: sie wurde vom Beifall fast erdrückt: Kränze und Sträuße umflogen sie, und als sie nach Hause gekommen, übergab man ihr eine zahlreiche Sammlung süßer Briefchen und kleine Gedichte voll Weihrauch.

Fast immer entstehen die heftigen Leidenschaften, wenn das Ereigniß, welches ihren Ausbruch bestimmt, auf eine eindrucksfähige Natur wirkt, von selbst in dem Herzen desjenigen, der ihre Wirkungen empfinden soll: so hatte auch ein Jüngling, den der Zufall ins Theater geführt, die ganze Nacht das Bild der holden Sängerin vor seinen Augen. Dieser Jüngling, mit Namen Servigny, hatte eine Summe von circa 20,000 Franks, die er bei einem Notar in Paris niedergelegt, damit er sie ihm in Marseille überreiche, und er erwartete in dieser Stadt, daß ein Schiff nach Ostindien absegelte; er brannte vor Begier, dieses Land zu sehen; als Silvia's Anblick (so hieß die junge Debutantin) plötzlich seinen Entschluß änderte.

Einer Schauspielerin der Provinz vorgestellt zu werden, ist nicht schwer: sie ist gezwungen, einer Menge kleiner Autoritäten zu schmeicheln, sie ist gezwungen, ihren Salon allen denjenigen zu öffnen, die direkt oder indirekt die öffentliche Meinung beherrschen; Servigny fand also leicht zu derjenigen Zutritt, die er ein einzig Mal gesehen, und die er schon liebte.

Silvia empfing Servigny mit vieler Anmuth: die Schauspielerinnen (doch keine Regel ohne Ausnahme) haben gewöhnlich viel Nachsicht für diejenigen, die sich geneigt zeigen, das Haupt vor der Allmacht ihrer Reize zu beugen. Servigny war jung, schön, und der ihn introduzirte, hatte, sowohl um sich selbst ein Ansehen zu geben, als um Jenem zu dienen, ihm aus eigener Machtvollkommenheit das Vermögen eines indischen Nabobs gegeben: Silvia wandte daher, um ihn zu verführen, die hinreißendsten Koquetterieen an, ließ die feurigsten Blicke spielen. Sie sang ihm gern die hübschesten Arien ihres Repertoirs vor, und als der arme Jüngling halb den Verstand verloren, drückte sie ihm die Hand, warf ihm einen ihrer süßesten Blicke zu, und entließ ihn hundert Mal verliebter, als er gekommen.

Silvia hatte tausend Mal mehr Erfahrung, als man nach ihrer großen Jugend schließen mochte, und wir müssen gestehen, daß sie sehr geneigt war, durch ihre Reize ein Kapital zu verdienen. Servigny, den sie für viel reicher hielt, als er wirklich war, schien ihr kein zu verachtender Fang.

Es giebt Familien, in denen das Verbrechen von Generation auf Generation erbt, und die nur da zu sein scheinen, um die Wahrheit des alten Sprichwortes zu bezeugen, welches sagt, daß jeder gute Hund schon aus Raçe jagt.

Die Schenkwirthin in der Rue de la Tannerie, die häßliche „bereitwillige Mutter," war die natürliche Tochter eines Diebes, Namens Comtois, der 1788 im Gerichtshofe von Bicêtre lebendig gerädert wurde,

und der Jungfer Marianne Lempare, die etwas später, eines Diebstahls halber, zu mehren Jahren Gefängniß verurtheilt wurde.

Zwei Diebe der niedrigsten Klasse, Nifflet und Dubois der Schaamlose, machten Ansprüche auf die Vaterschaft eines kleinen Mädchens, welchem die bereitwillige Mutter die Namen Desirèe-Celeste, Comtois gegeben, und dem wir so eben, unter dem Namen Silvia, auf dem Marseiller Theater begegnet.

Die Schönheit dieses Mädchens, für die wir bis auf andre Ordre den Namen Silvia bewahren werden, fiel schon bei ihrer Geburt auf: man bewunderte vorzüglich die außerordentliche Weiße ihrer Haut und das schöne Ebenmaaß ihrer Formen.

Sie wurde einer Amme zu Crépy in Valois übergeben, wo sie bis zum Alter von fünf Jahren blieb: die Amme war stolz darauf, diesen kleinen Engel erzogen zu haben, dessen Gesundheit und Schönheit lebendiges Zeugniß redeten, welche Sorgfalt sie auf ihre Pfleglinge wendete.

Die Einnahmen, die der bereitwilligen Mutter aus ihrem rechtschaffenen Gewerbe erwuchsen, waren bedeutend genug, um sie zu der Hoffnung zu berechtigen, dereinst mit einem hübschen Auskommen sich vom Geschäft zurückzuziehn.

Die bereitwillige Mutter liebte auf Erden nur ihre Tochter, und wir haben sie an die Gräfin Neuville ohne Eigennutz Mühe und Sorgfalt verschwenden gesehen, bloß weil die Züge dieser Dame ihr

die ihrer Tochter ins Gedächtniß riefen, welche unter sogleich zu erzählenden Umständen ihr entführt worden war.

Ein gewisser Herr von Préval begegnete eines Tages in den Tuillerien einem jungen Mädchen von höchstens funfzehn bis sechszehn Jahren, deren außerordentliche Schönheit er bewunderte. Das junge Mädchen war in Begleitung einer Dame von respectablem Ansehen und Alter. Préval, der gerade nichts Besseres vor hatte, folgte zum Zeitvertreib den beiden Damen.

Auf der Terrasse am Rande des Wassers redeten sie einen Mann mit Orden an, der sie zu erwarten schien, sie setzten sich, Préval desgleichen, und da er von dem Piedestal der Säule bedeckt wurde, unter welchem die drei Personen saßen, die er belauschte, so konnte er, ohne gesehen zu werden, ihre ganze Unterhaltung hören; er erfuhr, daß der Mann mit den Orden der Vater der jungen Person war, und daß diese im Stifte von Saint-Denis unter dem Namen der Tochter eines Offiziers der Ehrenlegion erzogen wurde; Préval war über das Gehörte sehr erstaunt; er kannte genau den Mann, der mit den beiden Damen sprach; er wußte, daß er Wittwer war, und daß die einzige Tochter, die aus seiner Ehe entsprossen, seitdem bei einer Wäsche-Händlerin in Rambouillet in der Lehre war.

Préval, der den Mann mit dem Ordensstern nöthigen Falles zu finden wußte, ließ ihn gehen, ohne sich zu beunruhigen; er wußte Alles, was er zu wissen wünschte.

Am selbigen Abend traf Préval diesen Offizier der Ehrenlegion in einem Salon, der den Liebhabern

des Roulette und des trente und quarante heimlich geöffnet wurde, und hielt folgendes Zwiegespräch mit ihm:

— „Nun, Herr Fontaine, begünstigt sie das Glück heut Abend?"

„Ich bin nicht unzufrieden, mein lieber von Préval," entgegnete Fontaine, indem er eine ziemliche Anzahl Goldstücke einzog.

„Wenn Sie so fortfahren, werden Sie eine schöne Mitgift an Fräulein Fontaine auszahlen können."

„Schicksal und Wellen wechseln!" sagte Fontaine, dem ein verlorenes Spiel im Ein-und-dreißig einen kleinen Theil von dem, was er gewonnen, eben wieder geraubt. „Wenn meine Tochter, um sich zu verheirathen, meine Mitgift abwarten möchte, so glaube ich, wird sie als Jungfer sterben."

„Sankta Katharine flicht ihre Kränze nicht für die, welche so hübsch sind, wie Fräulein Fontaine."

„Katharina Fontaine hübsch!" rief der alte Offizier erstaunt; „es thut mir in ihrem Namen leid, Sie Lügen strafen zu müssen, aber Katharina gleicht ihrem Vater;" und er nahm die Stellung eines Soldaten an, der von seinem Obern inspicirt werden soll.

Fontaine war nicht hübsch, und war das Gesagte wahr, so mochte die arme Katharina nicht viel Anbeter finden.

„Wenn Ihre Tochter so häßlich ist . . . wie Sie sagen," fügte von Préval hinzu, „so sagen Sie mir, wer war denn die reizende Person, die diesen Morgen in den Tuillerien Sie ihren Vater nannte?"

Fontaines Erstaunen war so groß, daß er ver-

gaß, auf die Karte in seinen Händen die vorübergehende Farbe zu pointiren.

„Ah! Sie haben meine Tochter diesen Morgen gesehen,“ stotterte er.

„Ja, Herr Fontaine! ich habe auch Ihre neue Gattin gesehen, ich glaubte nicht, daß Sie sich wieder verheirathet hätten, ohne mich zu Ihrer Hochzeit zu bitten.“

Fontaine lachte laut auf.

„Herr von Préval,“ sagte er, als dieser Anfall von Fröhlichkeit vorüber war, „ich errathe Ihre Absichten; die Kleine, die Sie heut Morgen gesehen, gefällt Ihnen, und Sie wünschen, von ihr geliebt zu werden; nichts Leichteres, mein Theurer, ich will, wenn Sie mir die Bewahrung des Geheimnisses versprechen wollen, Ihnen Alles, was zur Ausführung Ihres Planes nothwendig ist, erzählen.“

Von Préval that alle möglichen Versprechungen, und Fontaine erzählte:

„Ich hatte im Stifte von Saint-Denis für meine Tochter eine Stelle gefordert, zu der mich meine Stellung als Offizier der Ehrenlegion berechtigt; als man mir meine Forderung bewilligte, fiel es mir ein, daß meine Tochter bei weitem glücklicher sein würde, wenn ich, anstatt sie in Saint-Denis erziehen zu lassen, sie in einem Hause dergestalt unterbrächte, daß ich mich nicht mehr um sie zu kümmern hätte; nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, wußte ich nicht, was ich mit dem für meine Tochter erlangten Pensionat anfangen sollte, als eine achtbare Dame, welche wünschte, ihrer Tochter eine tüchtige Erziehung geben zu lassen . . . .“

„Ohne Zweifel die, welche heut Morgen das junge Mädchen begleitete.“

„Nein, mein lieber von Préval, die Dame von heut Morgen ist bloß eine von den Lehrerinnen des Stifts. Die Mutter des jungen Mädchens, von der wir reden, hält eines jener Lokale, die in guter Gesellschaft keinen Namen haben: sie wohnt in der Rue de la Tannerie Nr. 31, und ihre Gäste haben ihr den Namen der bereitwilligen Mutter gegeben.“

„Ich kenne diese Frau!“ rief von Préval.

„Ah! Sie kennen diese Frau,“ fügte Fontaine höchlichst erstaunt hinzu: „es freut mich. Diese Frau also schlug mir vor, ihr für ihre Tochter die für die meinige bestimmte Stelle zu kaufen; sie will durchaus eine Frau von Welt aus ihrer Tochter machen, welche sie nie sieht, aus Furcht, ihr Schande zu machen.“

„Sie ist reich genug, um diese Grille durchzusetzen.“

„Ich brauchte Geld: ich nahm den Vorschlag an, und nun wird die junge Desirée Celeste Comtois unter dem Namen Catharine Fontaine in Saint-Denis erzogen.“

„Ohne Zweifel wünschen Sie nun einige Aufklärungen über den Charakter des jungen Mädchens? sie ist schön, das haben Sie gesehen; sie hat viel Geist, sie spielt ausgezeichnet, sie singt zum Entzücken: das sind ihre Vorzüge; sie ist falsch, rachsüchtig, eifersüchtig: das sind ihre Fehler. Wenn Sie nun Ihre Geliebte aus ihr machen wollen — meinetwegen!“ —

„Sie wollen mich nicht unterstützen!“

„Ich kann nicht.“

„Dann

„Dann werde ich allein handeln. Eine einzige Frage: Haben Sie schon nach Saint=Denis geschrieben?“

„Niemals.“

„In diesem Falle geht die Sache sehr gut.“

Von Préval überließ Fontaine seinen Würfelkombinationen und ging nach Hause, um den Plan zur Reife zu bringen, den er gefaßt, sich der jungen Celeste zu bemächtigen. Am folgenden Tage, nachdem er die glänzendste Toilette gemacht, und sich ein elegantes und wohl aussehendes Fuhrwerk verschafft hatte, begab er sich nach Saint=Denis und verlangte die Vorsteherin zu sprechen.

Wer in Equipage ankommt, und wessen Äußeres einen wohl in der Stadt placirten Mann bekundet, der wird überall gut aufgenommen. Von Préval, der sein Knopfloch mit einer Ordensschleife geziert hatte, wurde ohne Weiteres zur Frau Vorsteherin gelassen; er sagte ihr, daß Fontaine die Protektion des Generals erlangt, dessen Adjutant er, Préval, wäre, und daß dieser General, der die Tochter seines Schützlings seiner Frau vorzustellen wünschte, ihn beauftragt habe, Katharine von Saint=Denis zu holen. Die Statuten verboten das ausgesprochene Verlangen. Dennoch wurde es bewilligt; aber die Vorsteherin, die der hohen Person, in deren Namen Préval gekommen, zu Willen sein wollte, ohne den Anstand zu verletzen, ließ Celeste nur in Begleitung einer Lehrerin von sich.

„Muß ich die Alte auch entführen?“ dachte Préval, als er die ehrbare Matrone sah, die ihn begleiten sollte.

Von Préval ließ die beiden Damen in seinen Wagen steigen, und setzte sich bescheiden auf den Rücksitz; er zeigte sich übrigens in seinen Reden so zurückhaltend, so erfüllt von kleinen, zarten Aufmerksamkeiten, daß die alte Dame, die ihn anfangs als einen zu bewachenden Feind angesehen, ihm zuletzt ein anmuthiges Lächeln spendete. Der Wagen hielt vor einem reichen Mode=Magazin; von Préval sagte zur Lehrerin, daß sein General ihn beauftragt, einige Einkäufe zu machen, die er Catharinen anzubieten wünschte, und er bat die Damen, gefälligst auszusteigen, um ihn mit ihren Rathschlägen zu unterstützen.

Frauen, denen man vorschlägt, reiche Stoffe und die tausend Kleinigkeiten zu besehen, die zu ihrer Toilette dienen, mögen sie alt oder jung, hübsch oder häßlich sein, willigen ohne viele Umstände darein. Die Damen traten mit Préval in das Magazin; Commis trugen Alles, was ihnen gefiel, in den Wagen; noch nie hatten sie sich bei solch einem Feste befunden. Préval bezahlte, ohne zu handeln, Alles, was sie gewählt.

Die Einkäufe waren gemacht, Celeste war so vergnügt wie ein Vögelchen; sie war wieder eingestiegen, als ein Commis, dem Préval ein Wort in's Ohr geflüstert hatte, die Lehrerin abrief, indem er ihr sagte, daß sie etwas vergessen habe, und sie in den Laden führte; Préval setzte sich schleunigst neben Celeste, und auf ein dem Kutscher gegebenes Zeichen, galoppirten die Pferde fort.

„So bringen Sie mich also nicht zu dem General, von dem Sie sprachen!“ sagte Celeste nach kurzem Schweigen.

Préval wollte streiten.

„Vergeblich suchen Sie mich zu betrügen," sagte Celeste; „wenn Sie mich zu meinem Vater brächten, würden Sie meine Führerin nicht zurück lassen; übrigens habe ich Sie gleich wieder erkannt, Sie folgten mir gestern in den Tuillerien.

„Ha! Sie haben mich wieder erkannt," sagte Préval, den die kurze Rede und der entschiedene Ton des Mädchens überraschten.

„Ja und jetzt, anstatt mich zu einem General zu führen, der nicht einmal weiß, ob ich lebe, führen Sie mich wahrscheinlich an irgend einen abgelegenen Ort, vielleicht in ein kleines Haus, wie das so in den Romanen vorkommt, die ich im Gefängnisse gelesen."

Bei diesen Worten fing Celeste laut an zu lachen.

„Préval's Erstaunen war so groß, daß er nichts mehr zu sagen wußte."

— „Übrigens," fuhr das junge Mädchen fort, „ist mir die Sache gleichgiltig, und ich fürchte nichts. Man wird mich zu nichts zwingen, was mir nicht beliebt."

— „Ach! steht die Sache so," dachte Préval, „so habe ich wohl eine kostbarere Eroberung gemacht, als ich hoffte. Soll ich," fragte er Celeste, „dem Kutscher befehlen, uns nach Saint-Denis zurückzufahren?"

— „Lassen Sie den wackern Mann seinen Weg fortsetzen; ich will nicht mehr nach Saint-Denis zurück; ich werde später sehen, was ich möglicherweise für Sie thun kann."

Von Préval führte Celeste in die für sie be-

reit gehaltene Wohnung, und nachdem er sie dort eingerichtet, verließ er sie."

— „Ei der Tausend!" sagte er nach einigen Tagen zu Fontaine, der ihn fragte, ob seine Unternehmung geglückt? „was für ein kleines sauberes Ding ist dies Mädchen! Sie hat mehr Energie als viele Männer, und wenn sie meinem Freunde Hussan in die Hände gefallen wäre, würde sie weit gegangen sein, hätte man sie nicht gezügelt; aber es thut nichts, sie ist wunderbar schön, und ich glaube, es soll mir gelingen, meine Rechnung zu finden."

Herr von Préval, der elegante junge Mann, von so einnehmendem Wesen, wollte zu seinem Vortheil die Schönheit eines Weibes benutzen. Das darf Dich nicht wundern, lieber Leser. In allen Klassen der Gesellschaft begegnet man Leuten von solcher Natur. Das Mädchen auf der Straße wird von jenen Männern ausgebeutet, deren Namen man in Voltaire's Pucelle findet; die Lorette von dem Herzliebsten; die Schauspielerin borgt den nicht reussirenden Künstlern und den unbekannten Journalisten Geld; die Frau von Welt läßt an ihre Günstlinge Stellen und Orden vertheilen. Das ist der Weltlauf. Von Préval, der nicht unbewußt (dazu war er zu abgefeimt) das Joch trug, das alle diejenigen tragen mußten, die Celeste kannten, und der aller Welt seine kostbare Eroberung verbergen wollte, führte sie nach den Inseln von Hyères.

Das Mädchen hatte sich ergeben, ohne sich zu vertheidigen; aber von Préval war nicht zufrieden mit

seinem Siege. Celeste hatte, weil sie nicht anders konnte, ohne Zögern, absichtlich nachgegeben. Von Préval hatte wohl eingesehen, daß es nicht die Liebe war, die er erregte, welche den Fall seiner Geliebten herbeigeführt: so suchte er nun auf alle mögliche Weise das Herz derjenigen zu erobern, deren Körper er bereits besaß.

„Du liebst mich also nicht?“ fragte er sie eines Tages.

„Ich liebe Dich nicht, wie ich lieben kann,“ versetzte Celeste: „wenn Du mich verließest, würde ich Dir nichts thun.“

Von Préval spielte mit Vollkommenheit alle Spiele; er verstand sogar, wenn es nöthig war, das Glück zu verbessern; aber er hatte nicht, wie er es gehofft, in Hyères Gelegenheit gefunden, seine Talente zu üben. Darum befahl er, als seine Börse fast erschöpft war, Celeste, sich bereit zur Abreise nach Paris zu halten.

„Du willst,“ sagte sie, „nach Paris zurückgehen? Thue wie du magst, mein Schatz, ich bleibe hier!“

„Du willst hier bleiben?“

„Gewiß, bin ich nicht frei?“

„Aber, was willst Du thun?

„Kümmere Dich nicht darum. Mir ist um meine Person nicht bange.“

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Du wirst mit mir nach Paris zurückgehen, ich will es, wir werden sehen, wer von uns Beiden nachgiebt?!“

„Ich nicht.“

Ein heftiger Zank folgte, und von Préval, der eine kleine Reitpeitsche in der Hand trug, gab Celeste einen Hieb.

Sie that nichts, sie sprach nichts; aber ihre Augen schossen Blitze, ihre Wangen wurden schrecklich blaß; von Préval sah ein, daß er zu weit gegangen, und wollte abbitten.

„Schon gut", sagte Celeste, „schon gut, wenn Du abreisest, reise ich mit."

Einige Stunden nach dieser Scene kam Préval aus der Gesellschaft, die er jeden Abend besuchte. An der Ecke einer kleinen Straße wurde er von einem Manne angeredet, der in einen Rock gehüllt war, wie ihn die provencalischen Schiffer tragen.

„Wenn Du abreisest, so reiset sie mit Dir", sagte der Mensch. Und ohne Préval Zeit zu lassen, sich zu besinnen, brachte er ihm einen Messerstich bei, der ihn zu Boden streckte.

Vorübergehende hoben Préval auf und trugen ihn nach seinem Hôtel; die Wunde, die er empfangen, war zwar tief, doch nicht tödtlich. Celeste war abgereist. Von Préval, der noch überdies besorgte, gezwungen zu sein, die Justiz in seine Angelegenheiten einzuweihen, sagte nichts, das ihr schaden konnte, und als er genesen, kehrte er nach Paris zurück.

Wir werden später die Ereignisse erfahren, die von diesem Augenblick an Celeste's Debuts auf dem großen Theater von Marseille vorangingen, wo wir sie unter dem Namen Silvia mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt gesehen.

Wir wollen einen Augenblick annehmen, daß mehre Tage während der Zeit verflossen sind, die wir gebraucht, die vorhergehenden Begebenheiten zu erzählen, und wir

hören Servigny, den wir in Silvia's Zimmer wiederfinden, an sie die Frage richten:

„Du liebst mich also nicht?"

Silvia antwortete Servigny nicht mit derselben Freimüthigkeit, wie sie es gegen Préval gethan, als er dieselbe Frage an sie gerichtet; vor ihrem Geiste schwebte eben ein Zweck, den sie erreichen wollte.

„Wenn ich Dich nicht liebte, würdest Du hier sein, wenn ich allen Andern meine Thür verboten habe?"

„Aber wenn Du mich liebst Silvia, warum theilst Du mir nicht alle Deine Gedanken mit?"

„Ich habe Dir wahrhaftig nichts anzuvertrauen", sagte sie mit bezauberndem Lächeln, sich zu Servigny wendend.

„Du betrügst mich, seit einigen Tagen bist Du traurig, eingenommen; ich bitte Dich, verhehle mir nicht länger, was Dir Kummer macht!"

„Nun, weil Du es denn verlangst, will ich Dir zu Willen sein; aber merke es wohl, spotte ja nicht über mich."

„Ich höre Dich mit der ernstesten Aufmerksamkeit."

Silvia war in ihrer Behausung eine eben so treffliche Schauspielerin, als auf der Bühne; bescheiden schlug sie ihre schönen Augen nieder.

„Das Leben einer Schauspielerin, der die Welt einiges Talent zugesteht", sagte sie nach einigem Zögern, „ist ein glückliches Leben." „Eine Schauspielerin thut Alles, was sie will, sie kann alle Komplimente anhören, die man an sie richtet; die ausgezeichnetsten Männer beeifern sich um sie; ohne Zweifel ist dies sehr angenehm,

das ist die schöne Seite der Medaille, doch hier ist auch die Kehrseite."

„Wenn wir, indem wir die Zeit nehmen, wie sie kömmt, in einer wirklichen Neigung einen Ersatz für die immerwährenden Beschwerlichkeiten unseres Standes suchen, so verachtet man uns: wenn wir für uns bleiben, so verleumdet man uns; wir sehen uns namentlich in der Provinz gezwungen, tausend kleinen Einflüssen zu willfahren; wir müssen eine Menge von Leuten bei uns aufnehmen, die uns mißfallen, weil sie uns im Theater auspfeifen würden, hätten sie zu unserem Salon keinen Zutritt; aber finden wir wohl unter unsern Kollegen, was wir in der Welt nicht antreffen können?" — „Ach! glaube es ja nicht! die vielen, die weniger Talent als wir haben, sind eifersüchtig auf uns; die, welche mehr haben, verachten uns, und Alle suchen uns zu schaden, die Männer, indem sie das Fehlschlagen unseres Auftretens und der Mittel, auf die wir zählten, bewirken, die Frauen, indem sie ihre Liebhaber, oder diejenigen, die es werden wollen, gegen uns aufbringen, oder uns durch einen Luxus erdrücken, dem wir nicht gleichkommen können."

Silvia weinte nach dieser kleinen Rede, deren Schluß Servigny nicht errieth; ihre Thränen, die so aufrichtig schienen, rührten den armen jungen Mann.

Silvia, die Wirkung berechnend, die sie hervorgebracht, sah, daß sie fortfahren konnte, und sprach weiter:

„Ich habe einen Schmuck von Opalen und Smaragden, der sehr schön ist; dieser Schmuck ist mir sehr lieb, nicht wegen seines wenig bedeutenden Werthes, son-

dern weil er meiner unglücklichen Mutter gehörte (hier eine Pause, dann wieder einige Thränen) und dennoch, als ich debütirte, und nicht Geld genug hatte, um die unerläßlichen Kostüme zu kaufen, gab ich ihn einem Juden, der mir die nöthige Summe herlieh; es wurde ausgemacht, daß, bezahlte ich ihm diese Summe zu einer bestimmten Zeit nicht zurück, der Schmuck sein Eigenthum werden sollte. Ich glaubte es zur bestimmten Zeit im Stande zu sein, da ich nicht wußte, daß wir im Anfang unserer Laufbahn von unseren Direktoren ausgebeutet werden müssen. Diesen Morgen war der Jude bei mir, er will nicht mehr warten, und wenn ich heut Abend das Geld nicht bezahle, so wird der Schmuck verkauft.

„Beruhige Dich, liebe Silvia, beruhige Dich! Ich will den Juden aufsuchen, er wird wohl noch einige Tage warten können.“

„Er wird auf nichts hören wollen; ich weiß, daß der Marquis von Roselly, den ich aus Liebe zu Dir, Servigny, nicht habe empfangen wollen, den Schmuck kaufen will, um ihn der zweiten Sängerin zu geben.“

Hätte Servigny das kleine Vermögen, das er besaß, zu seiner Disposition gehabt, so würde er wohl augenblicklich die Thränen getrocknet haben, die über die Wangen der Geliebten flossen, aber da er ihr mit keiner Hoffnung schmeicheln wollte, die er vielleicht nicht verwirklichen konnte, so verließ er sie, indem er sie blos ermahnte, das mit Ergebung zu tragen, was sie doch nicht abändern könnte. Silvia, welcher seine Stimmung nicht entgangen war, und die errieth, daß er für sie sorgen werde, schlug, nachdem er hinausgegangen, ein Buch auf.

„Prächtig," sagte sie, „prächtig! Ich glaube, ich kann, ohne mir zu schaden, Gott bitten, Dich bei Deinen Unternehmungen zu begünstigen."

Der Jude, der Silvia's Vertrauter war, denn der Opalen- und Smaragden-Schmuck war nur für die in Scenesetzung der zu spielenden Komödie versetzt, besaß alle den Wucherern eigenthümlichen Fehler. Er war häßlich, schmutzig, listig, diebisch; und wenn er die Gelegenheit fand, einem aus dem Volke der Gojim (d. h. Christen) einen Streich zu spielen, so ergriff er sie mit Eifer.

Dieser moderne Shylock, trotzdem er die Versuchung der ganzen fashionablen Marseiller Welt spielte, bewohnte das älteste Gemäuer der schmutzigsten Straße des traurigen Viertels Saint-Jean. Er empfing Servigny mit einer Höflichkeit, welche diesem als gutes Zeichen galt.

„Sie wollen auslösen den Schmuck des Fräulein Silvia", sagte er, als der Jüngling ihm den Zweck seines Besuchs vertraut hatte. „Sie haben sehr Recht, mein junger Herr, ist das Fräulein doch ein feines Kind, das, wie man sagt, Ihnen gar zugethan ist."

„Ach, man sagt das", entgegnete Servigny, der sich innerlich geschmeichelt fühlte, weil man wußte, daß er von einer so liebenswürdigen Schönen, wie Silvia, geliebt wurde.

„Hier ist der Schmuck", sagte der Jude, indem er auf den kleinen Tisch, an dem er saß, eine kleine Maroquin-Schachtel setzte, die er aus einer Schublade genommen, „das ist ein Schmuck", sagte er, „der, wenn

Fräulein Silvia gewollt, nicht lange in meinen Händen geblieben wäre. Der Marquis von Roselly, ein junger italienischer Herr, war zu allen möglichen Opfern für sie geneigt."

Er öffnete das Etui. Servigny gestand sich, daß Silvia, mit diesen Steinen geschmückt, sehr schön sein müßte, mit diesen Steinen, die in allen glänzenden Farben des Regenbogens strahlten; er that einen Schritt, und indem sein Körper maschinenmäßig seinen Gedanken gehorchte, streckte er die Hand aus, um den Schmuck zu nehmen. Der Jude bedeckte das Kästchen mit seinen langen, knöchernen Händen.

„Er kostet fünftausend Francs", sagte er.

„Ich habe kein Geld", sagte Savigny, „aber...

Der Jude ließ ihm keine Zeit, mehr zu sagen, er stellte das Kästchen in die Schublade, schloß sie zu und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Er kostet fünftausend Francs", wiederholte er.

„Wollt Ihr mich nicht anhören", sagte Servigny. Manieren, Stimme, Blick, Alles war beim Juden verändert, seitdem Servigny die inhaltsschweren Worte gesprochen: „ich habe kein Geld." So willfährig er geschienen, so schien er jetzt fast unverschämt, dennoch zeigte er sich bereit, hören zu wollen.

Servigny machte ihm demnach begreiflich, daß wenn er auch augenblicklich über die nöthige Summe nicht verfügen könne, er doch von Hilfsquellen nicht entblößt wäre, daß er eine bedeutende, bei einem Pariser Bankier deponirte Summe besäße, über die er disponiren könne.

„Versteh' schon", sagte der Jude, „versteh' schon, aber da ich heute mein Geld gleich haben kann, indem ich den Schmuck an Roselly verkaufe, warum sollte ich wohl wenigstens noch acht Tage warten? Wenn trotzdem Sie mir Sicherheit und anständige Zinsen böten, so könnten wir uns vielleicht verständigen. Der Jude hatte 'mit der ernstesten Aufmerksamkeit die Papiere untersucht, welche die Wahrheit des von Servigny Behaupteten darthaten.

„Nun meinetwegen! wenn Ihr Euch mit einem Wechsel auf vierzehn Tage nach Sicht begnügen wollt, über 5500 Francs."

„Was denken Sie, ich kann mein Geld diesen Abend haben, und mehr verdienen, als Sie mir anbieten, wenn ich den Schmuck dem Marquis von Roselly verkaufe."

„Nun so sagt mir, was Ihr verlangt."

„Die Papiere, die Sie mir vorlegen, sind in Ordnung, und bezeugen, das ist wahr, daß Herr Bénard, Notar zu Paris, eine Ihnen gehörige Summe von 20,000 Francs, die er ausliefern muß, wenn Sie es verlangen, in Händen hat; das ist sehr gut so. Hier sind Ihre Scheine, ich traue Ihren Worten. Sie sollen mir blos einen Wechsel auf vierzehn Tage nach Sicht über 7,125 Francs ausstellen, Kapital 7000 Fr., Zinsen vom Kapital fünf Prozent während sieben Monate, 125 Fr. der Verdienst, den ich gehabt, hätte ich den Schmuck dem Marquis von Roselly verkauft, beträgt 2000 Fr.; so sehr ich mich auch für Sie interessire, kann ich doch diese Summe nicht verlieren."

„Verflucht sei der schändliche Wucherer", dachte

Servigny, „aber ich kann nicht anders, ich willige ein“, sagte er.

„Sie sind also sicher, mich zur Verfallzeit bezahlen zu können“, entgegnete der Jude.

„Ganz sicher! Zum Geier! Noch diesen Abend schreibe ich nach meinem Gelde!

„Es muß Ihnen also ganz gleich gelten, wenn Sie noch einen andern Namen dem Ihrigen zufügen, z. B. den des Herrn Matthieu Durand“; der Jude nannte einen der achtbarsten Kaufleute von Marseille, „dessen Signatur Sie, so gut es immer gehen mag, auf die mir auszuhändigenden Scheine setzen können.“

„Ich soll eine Schurkerei begehn, Ihr Elender“, rief Servigny, der ein so seltsames Zumuthen nicht ohne gewaltigen Zorn anhören konnte.

„Nun, so haben wir nur gespaßt!“ und der Jude nahm das Kästchen aus der Schublade und ließ die Steine im Sonnenglanz funkeln, der mit Mühe durch die Eisengitter drang, welche die engen Fenster seiner Schlupfhöhle verschlossen. „Oft habe ich doch gemacht solche Geschäftchen, und was Sie als eine schlechte Handlung ansehen, thut doch eigentlich Niemand Schaden; indem ich Ihr Billet nehme, weiß ich, daß es eine Fälschung ist; Sie können mich bezahlen zur Verfallzeit, also kömmt es nicht aus meinen Händen; wir schreiben den 25. Juni, am 10. Juli gebe ich es Ihnen für die Summe von 7,125 Fr. zurück; übrigens versteht es sich von selbst, daß Sie mir sofort hundert Francs auszahlen, welche die gerichtliche Aufnahme und die Registrirung kosten würden, welche letztere meine Anweisung auf die bei Ih-

rem Notar niedergelegte Summe nöthig machen würde, handelten wir in einer andern Art mit einander."

Servigny zögerte lange, doch, da er nicht die Gesetze der Rechtschaffenheit, willfahrete er dem Juden, zu verletzen meinte, und da er vor der Verfallzeit den Wechsel, auf welchen er den Namen des Kaufmanns Matthieu Durand setzen sollte, bezahlen zu können, für sicher hielt, so zeichnete er.

Kaum war Servigny mit dem Schmucke fortgegangen, so war auch schon der Jude bei Silvia, um ihr den Vorgang mitzutheilen. „Ich glaube wohl", sagte er, „daß Sie nur diesen einen Flügel dem Vogel, der sich in Ihren Netzen gefangen, werden abschneiden können; der Jüngling ist nicht so reich, als wie Sie es geglaubt, er besitzt gegenwärtig höchstens nur zehntausend Francs."

„Es wird ungefähr einen Monat auslangen", sagte Silvia.

„Ich glaube Sie würden wohl thun, dem jungen Manne das, was ihm bleibt, zu lassen, und sich mit dem Marquis von Roselly, den Ihre Härte schon ermüdet, zu befreunden."

„Ihr seid die Weisheit selbst, würdiger Sohn Abrahams, Euer guter Rath wird vielleicht beachtet werden."

„He! He!" sagte der Jude, innerlich lachend, gleich dem Nathaniel Bueppo des Fenniore Cooper, „so könnten wir Beide prächtige Geschäfte machen, aber man müßte die Karten auf den Tisch ausspielen."

Silvia warf auf ihn einen so durchbohrenden Blick, daß er fast die Augen niederschlug.

„Wer von uns Beiden würde den andern betrügen, ehrlicher Josua?“ sprach sie.

„Wahrhaftig, ich weiß nicht,“ versetzte Josua, indem er seiner kaum verhaltene Fröhlichkeit zügelte, „ach! wenn sie eine Tochter Jakobs wären.“

„Bleiben wir, wie wir sind, Ihr würdet mich ohne Zweifel viel nützliche Sachen lehren, aber ich habe bemerkt, daß die Lehrer ihre Zöglinge ausbeuten wollen, und das steht mir nicht an. Ich habe beinahe ganz Europa in der Gesellschaft eines Mannes durchstreift, mit dem ich mich vielleicht würde verstanden haben, hätte er seinen Theil genommen, und mir den meinigen gelassen. Finde ich einen, der rechtschaffener und eben so geschickt wie der Herzog von Modena ist, so werden wir uns vielleicht verstehen können.“

„Der Herzog von Modena ist ein großer Mann,“ sagte der Jude, „er hat das Mittel gefunden, mich hineinzubringen.“

Am selbigen Abend begegnete Servigny, der während des Tages an Silvia den Schmuck übersandt hatte, in ihrer Loge dem Marquis von Roselly; dennoch wagte er nicht, sich zu beklagen; Silvia bewies ihm, nachdem der Marquis sich entfernt, soviel Erkenntlichkeit für das, was er für sie gethan, sie zeigte sich so anmuthig, so heiter, daß er sie mit seinem Argwohn zu beleidigen fürchtete.

Am folgenden Morgen kam der Marquis von Silvia, als Servigny eintrat, er versuchte seiner Geliebten begreiflich zu machen, daß sie diesen Mann nicht empfangen müsse, dessen Prätentionen der ganzen Stadt bekannt

wären. Silvia erwiderte, daß sie sich gar wenig um die Gedanken der Müßiggänger kümmere; dann fing sie an zu lachen, und sagte, sie wäre entzückt, daß sie ihrer Nebenbuhlerin, der zweiten Sängerin, einen Anbeter rauben könnte.

„So wirst Du also nochmals den Besuch des italienischen Marquis annehmen?"

„Wenn es mir beliebt, mein Theuerster, bin ich nicht frei?"

„Nein, Du bist nicht frei, um das zu thun, was mir mißfällt, was mich verletzt."

„Ach! schon ein Tyrann! ich sage es Dir, ich liebe die Eifersüchtigen nicht."

„Du glaubst also, daß Du alle hübschen Männer der ganzen Stadt bei Dir aufnehmen kannst, und daß mir es nicht freistehn wird, mich zu widersetzen! Bei Gott! das soll nicht sein!"

„He! He! Du willst mich schon die Zinsen Deines Geldes bezahlen lassen." Und Silvia warf Servigny einen Blick unbeschreiblicher Verachtung zu.

Der junge Mann sprang bei diesem Blick in die Höhe, als wenn er von einem elektrischen Funken berührt worden wäre; ein heller Blitz, der seine Gedanken durchfuhr, ließ ihn einen Augenblick die Sachen so sehen, wie sie wirklich waren; er ging hinaus, um nicht loszubrechen. Silvia that keinen Schritt, um ihn zurückzuhalten; dennoch schrieb er nur einer Laune, einer der fantastischen Launen, die so oft die Einbildung einer Frau durchzucken, die Aufführung seiner Geliebten zu.

„Indem

„Indem Du dem Juden Josua meine Schuld bezahltest, hast Du mir einen großen Dienst erwiesen; sei also meiner Erkenntlichkeit versichert, aber Du kennst die Gebräuche der guten Gesellschaft zu wohl, um Dir auf diesen Dienst etwas Sonderliches einzubilden; ich habe Dich geliebt; ich habe Dir alle möglichen Beweise meiner Liebe gegeben; noch gestern liebte ich Dich, heute liebe ich Dich nicht mehr, und ich schreibe es Dir, um mir die Mühe zu ersparen, es Dir zu sagen: komm nicht mehr zu mir, Du könntest den Marquis v. Roselly bei mir finden."

Silvia hatte diesen Brief, der Servigny bei seiner Heimkehr übergeben wurde, unterzeichnet. Er hätte ohne Zweifel das, was ihm begegnet, als eine Lehre betrachten sollen, die ihm nützen könnte, und sich nicht mehr mit Silvia beschäftigen sollen. Doch, wenn man bedenkt, daß er noch nicht die Erfahrung, die erst mit den Jahren kömmt, besaß, und vorzüglich, daß er Silvia wahrhaft liebte, so wird man vielleicht sein Benehmen ganz natürlich finden. Allerdings verdammte seine Vernunft dieses Weib; aber sein wahrhaft für sie eingenommenes Herz bemühte sich, sie zu entschuldigen; er konnte nicht glauben, daß sie aus eigenem Antriebe gehandelt, nach seiner Ansicht mußte sie fremden Einflüssen gefolgt sein. Er wollte sie noch einmal sehen; sie würde es ihm doch nicht einzugestehen wagen, daß sie die Verfasserin eines so gehässigen Briefes wie des eben empfangenen. „Es ist nicht möglich," sagte er sich, „daß sie, so jung, so schön, schon diesen Grad der Verderbniß erreicht habe." Dann, den Brief wiederlesend, kommentirte er ihn, mit der peinlich-

sten Aufmerksamkeit, und diese Untersuchung bestärkte ihn in seiner Meinung.

Sofort ging er zu Silvia; die Sängerin empfing ihn in in ihrem Boudoir, sie lag auf einen Divan hingestreckt, bloß mit einem Pudermantel von schwarzem Satin bekleidet, der wunderbar das glänzende Weiß ihres Teints hervorhob. Da er sie so reizend sah, war der erste Wunsch, den er empfand, der, ihr zu Füßen zu fallen, dennoch that er sich Gewalt an.

„Du bist es ohne Zweifel nicht, Silvia, die diesen Brief geschrieben? sagte er. „Als Servigny diese Frage an die richtete, die seine Geliebte gewesen, erwartete er keine Verleugnung mehr; die kalte Ironie die in Silvias Augen glänzte, ließ ihn ihre Antwort ahnen, seine Ahnung täuschte ihn nicht, dennoch antwortete sie nicht offen heraus.

„Ich hoffte nicht mehr, Dich wiederzusehen," sagte sie, „ich glaubte, daß es Dir beliebt hätte, mich zu begreifen."

„Also was auf diesem Blatte steht, kommt aus Deinem Kopfe?"

Gewiß: ich liebte Dich! ich glaubte es wenigstens: ich liebe Dich nicht mehr, ich weiß es gewiß. Liegt darin für Dich etwas Verwunderliches?"

Servigny hatte das Herz zu sehr am rechten Fleck, und zuviel Energie im Charakter, um auf Worte etwas zu erwiedern, die bei der, welche sie ausgesprochen, eine Starrheit der Seele und einen wirklich räthselhaften Cynismus andeuteten; er wollte das Zimmer verlassen, als Silvia, die ohne Zweifel eine

Szene von Verzweiflung und Thränen erwartete, und die Vergnügen zu empfinden schien, mit dem Dolch in der Wunde, die sie beigebracht, umherzuwühlen, zu ihm sagte:

„Jetzt wünsche ich, mein Theuerster, daß Du Dich rasch entfernst; ich erwarte den Marquis von Roselly."

Das war zuviel. Die höllische Bosheit Silvias verdiente eine exemplarische Strafe; Servigny schlug ihr ins Gesicht, dann floh er, erschreckt über die begangene gehässige Handlung.

„Es scheint mir, daß man Euch stets so verläßt," sagte ein Mann, der hinter den Vorhängen des Boudoirs während der ganzen eben geschilderten Szene gestanden „muß der auch sterben?"

Dieser Mann trug das Kostüm der provenzalischen Fischer.

„Was wollt Ihr?" rief Silvia, die trotz der Kühnheit ihres Charakters bei dem unversöhnlichen Blicke des vor ihr stehenden Mannes zitterte.

„Ich war gekommen, um Euch zu tödten," antwortete der Fischer, indem er ihr ein wohlgeschliffenes Messer zeigte.

Silvia griff nach einer Klingelschnur, die sie erreichen konnte.

„Fürchtet Nichts," sagte der Fischer, „heut werde ich Euch nicht tödten!" dann verschwand er durch das offene Fenster, mit der Geschwindigkeit einer wilden Katze.

Als sie allein war, schrieb Silvia einen Brief, den sie

nicht unterzeichnete, und den sie an den Substituten des königlichen Prokurators sandte.

Andern Tages um sechs Uhr Morgens wurde Servigny in seiner Wohnung festgenommen, als der Wechselfälschung verdächtig.

Er antwortete mit Freimüthigkeit auf alle Fragen, er sagte, unter welchen Umständen er dem Juden Josua die mit der Signatur des Kaufherrn Matthieu Dürand versehenen, nachher indossirten Wechsel eingehändigt; aber der Jude, der die Gerechtigkeit nicht mit den kleinen Geheimnissen seines Handels vertraut machen wollte, behauptete, daß er den Wechsel acceptirt, indem er wirklich geglaubt, er sei von dem unterschrieben, dessen Signatur er gehabt.

Servigny überzeugt, binnen wenigen Tage im Stande zu sein, zu bezahlen, fürchtete nicht die Folgen des begangenen Fehlers; aber ein nicht vorhergesehenes Ereigniß stürzte ihn plötzlich in die tiefste Verzweiflung: anstatt des Geldes, auf das er rechnete, empfing er einen Brief, des Inhalts, daß der Notar, dem er sein kleines Vermögen anvertraut, die Flucht ergriffen, mit allen ihm von seinen Klienten anvertrauten Geldern.

Servigny erschien vor den Assisen von Aix; seine Jugend und der Freimuth seiner Geständnisse interessirten alle Welt, dennoch wurde er auf fünf Jahre, Zwangsarbeit, ohne Prangerstellung, verurtheilt.

Die mit einer gewissen Dosis von Energie begabten Menschen finden sehr oft selbst im Uebermaaße ihres Unglückes Beruhigung; Servigny war einer von diesen

Menschen; ohne daß ihm die Wimper zuckte, schaute er in die Zukunft, die sich vor seinen Augen aufrollte, und als er allein in seinen Gefängniß war, rief er aus:

„Es wird geschehen, was Gott gefällt; aber ich werde die Strafe, zu der ich verurtheilt bin, nicht aushalten! —

VII.

Die Flucht.

Wie erwähnt, hatte Duchemin auf Anzeichen, die so geübten Augen wie den seinigen nicht entgehen konnten, bemerkt, daß seine Pläne seinem Kettengefährten bekannt waren, er konnte also fürchten, daß dieser Mensch, um selbst einige Begünstigungen zu erlangen, sie entdecken möchte; er theilte Salvador seine Befürchtung mit, die dieser theilte.

„Dennoch giebt es ein Mittel,“ sagte Duchemin; „der Mensch scheint mir stark und entschlossen, könnten wir ihm nicht völlig unsern Plan mittheilen, und ihn an unserer Flucht Theil nehmen lassen? Wenn er uns in der Folge hindert, so werden wir wohl uns seiner zu entledigen wissen.

Salvador, dieses Mal bei Weitem vorsichtiger, als Duchemin, machte ihm begreiflich, daß der, dessen Indiskretion sie fürchteten, vor der Hand nichts Positives wüßte, und daß es weit zweckmäßiger wäre, noch zu warten. Duchemin gab nach. Mehre Tage verflossen, ohne daß etwas vorfiel, was sie argwöhnen lassen konnte, sie wären verrathen.

Während der Zeit ereignete sich etwas, was sie nicht allein bestimmte, Savigny an der Flucht theil=

nehmen zu lassen, sondern es ihnen auch wünschenswerth machte, ihn sich zu verbrüdern.

Ein alter Galeerensklave, dessen wunderbare Kraft und die Wildheit seines Charakters der Schrecken aller unglücklichen Einwohner des Bagnos geworden war, wollte eines Tages, Servigny und Duchemin sollten ihm bei einem Diebstahl im Arsenal behilflich sein. Duchemin, befürchtend, daß, würde der Diebstahl entdeckt man ihn noch enger einschmieden möchte, kümmerte sich nicht darum; Servigny schlug seinen Beistand bestimmt ab, und hielt es sogar unter seiner Würde, Ursachen für seine Weigerung anzuführen. Die ganze Wuth des alten Galeerensklaven wandte sich gegen ihn.

„So willst Du mir nicht helfen, schlechter Sklave, gut, so sollst Du Niemand helfen; ich muß Dich kalt machen."

Und indem er Thätlichkeiten zu seinen Drohungen fügte, stürzte er auf ihn los. Servigny erwartete ihn festen Fußes, und ohne daß er alle seine Kräfte zu gebrauchen schien, schlug er ihn nieder; dann drückte er ihn zwischen seinen Händen zusammen und zwang ihn, um Gnade zu bitten.

Menschen, die geneigt sind, ihre Kräfte zu mißbrauchen, empfinden stets eine gewisse Achtung für die, welche organisirt zu sein scheinen, ihnen die Spitze zu bieten. Duchemin, der Servigny mit Leichtigkeit einen Menschen besiegen gesehen, den er vielleicht selbst nicht angegriffen hätte, ohne ein leichtes Gefühl von Furcht zu empfinden, obgleich er sich mit einer außeror-

dentlichen Kraft begabt fühlte, mußte demnach mehr als jeder andere diesem allgemeinen Gesetze gehorchen.

„Potz Tausend!“ sagte er zu Servigny, „Ihr seid ein toller Bursch.“ Dann sich zu dem alten Sklaven wendend, der heulend am Boden lag, sagte er:

„Du meintest heut nicht, eine solche Schlappe zu bekommen!“

„Ich mache ihn todt,“ versetzte der.

„Das werden wir sehen,“ sagte Servigny, mit Duchemin den Kampfplatz verlassend. Duchemin konnte vor Abend einige Worte mit Salvador sprechen, er theiltr ihm den Vorfall mit.

„Ich versichere Dich,“ sagte er, „er ist keine Memme; wenn er sich zu uns hält, wird er uns mehr als einmal nützlich sein können.“

„Aber wird er sich zu uns halten? das müssen wir wissen.“

„Was soll er thun, wenn er von hier geht, er scheint mir mit Geld nicht überladen, und da er wahrscheinlich nicht seiner guten Handlungen halber nach Toulon geschickt worden ist, so wird er nur allzu zufrieden sein, mit uns Gelegenheit zu finden, es sich zu verschaffen.“

„Ich sehe, daß Du Dir nicht die Gelegenheit entgehen lassen willst, einen neuen Zögling zu ziehn; aber da wir jetzt drei statt zwei sind, so müssen wir einen neuen Plan ersinnen.“

„Hast Du Matheo gesehen?“

„Heut nicht.“

„Du wirst ihn ohne Zweifel erst übermorgen sehn;

bis dahin werde ich Dir sagen, was man von ihm fordern muß."

„Bist Du dieses Mannes gewiß, Duchemin?"

„Wie meiner selbst, er ist habsüchtig, ich gebe ihm Geld; er ist furchtsam, ich kann ihm den Hals abschneiden lassen."

Diese Unterhaltung zwischen Salvador und Duchemin wurde mit leiser Stimme geführt, so daß Servigny, der aus Diskretion um die ganze Länge seiner Kette sich entfernt gehalten, nichts hören konnte. Als Duchemin wieder zu seinem Kameraden trat, kehrten die Sträflinge in ihre Säle zurück.

Nach der Vertheilung des Weines hatten Duchemin und Servigny folgende Unterhaltung mit einander.

„Du hast's errathen," sagte Duchemin, „daß ich beabsichtige mit Salvador zu entfliehn?"

„Ja" sagte Servigny, „aber der Zufall allein hat mich von Euren Plänen unterrichtet."

„Ich weiß es. Du hättest, durch die Anzeige davon, manche Vergünstigung erlangen können; zum Beispiel, losgeschmiedet zu werden."

„Ich habe Euch nicht angezeigt, weil ich Euch nicht verhindern mag, das zu thun, was ich selbst thun möchte."

„Warum bist Du verurtheilt?"

Servigny, dem Duchemins rechtschaffenes Aussehen Vertrauen einflößte, erzählte ihm die ganze Geschichte.

„Hm! Du bist also ein Schriftsteller *) es giebt deren viele hier; es sind sehr ehrliche Leute," fügte er mit einem gewissen Ton der Verachtung hinzu, der Servigny nicht entging.

„Was Du auch für eine Meinung von mir haben magst," entgegnete er, „Ihr könnt ohne Furcht handeln, ich verrathe Euch nicht."

„Höre," sprach Duchemin nach einigen Augenblicken Ueberlegung „wir können unsere Flucht und auch die Deine bewerkstelligen. Du hast Muth, Entschlossenheit, wenn Du willst, kommst Du mit uns; wenn wir frei sind, werden wir sehen, ob wir uns verständigen können."

Servigny war, wie erwähnt, entschlossen, die Strafe, zu der er verurtheilt, nicht auszuhalten, er nahm also den Vorschlag an, sich das Recht, seine Kameraden zu verlassen, in petto behaltend, wenn, wie er annehmen konnte, ihre Gesellschaft ihm nicht mehr gefallen würde.

Der Galeerensklave, der aus irgend einer Ursache in das Hospital des Bagnos zu kommen wünscht, wird früher oder später seinen Zweck erreichen; er wird so gut alle diagnostischen Zeichen einer Krankheit nachzuahmen wissen, daß der erfahrenste Arzt sich täuschen läßt.

Servigny, Duchemin und Salvador wurden von einem der Chirurgengehilfen, der beim Hospital fungirte, protegirt; diesen zwangen die Ereignisse seiner Vergangenheit, Duchemin zu gehorchen (dieser Chirurg war auf der Insel Malta geboren, und hieß Mattéo) sie konnten demnach sehr leicht ihre Zulassung erlangen.

*) Fälscher.

Doch da sie ihren Gönner nicht in Verlegenheit bringen wollten, thaten sie alles Mögliche, keinen Argwohn zu erregen.

Servigny, welcher von Duchemin die nöthigen Instruktionen empfangen, ging zuerst in's Hospital, um sich am Skorbut behandeln zu lassen; diese Krankheit ahmen die Galeerensklaven am besten nach. Duchemin, der das schrecklichste Fieber zu haben schien, folgte, zwei Tage nachher Salvador, scheinbar von einer komplizirten Hämorrhagie ergriffen.

Die Galeerensklaven, die als Krankenwärter fungiren, sind ohne Ketten, und können in der ganzen Umgebung des Bagnos frei umhergehn. Es sind in der Regel, so zu sagen, Stiftsherrn, die aus dem Bagno sich ein zweites Vaterland gemacht und die geschickt genug sind, gleichzeitig die Ziege und den Kohl in Acht zu nehmen; das heißt, nichts von dem zu sehen, was die Kranken, oder die so heißen, zu verbergen wünschen, und dennoch den Anschein zu haben, als sähen sie viel. Es ist demnach sehr selten, daß ein solcher Mensch den Plan zu einer Flucht verräth.

Es sind fast alle schlaue Füchse, die jede List ihres Gewerbes kennen, und die ein halbes Wort verstehen, ohne daß es nöthig ist, sie ins Geheimniß einzuweihn; sie wissen, bei gehörigen Finanzen, ihren Kranken Alles zu verschaffen, was diese wünschen, um in etwas die magere Kost des Hospitals zu verbessern. Außerdem kümmern sie sich um nichts.

Mattéo, der in dem Saale, wo sich Servigny,

Duchemin und Salvador befanden, den Dienst hatte, richtete die Rezepte so ein, daß man glauben mußte, jene wären wirklich krank. Die Galeerenaufseher ahneten Nichts, die Wächter der Ruderbänke hatten keinen Befehl erhalten, sich strenger als gewöhnlich zu zeigen; Alles ging daher ganz vortrefflich, und Duchemin ließ täglich Mattéo einen Brief zukommen, der seinerseits ihm Antwort gab. Endlich kam die erwartete Antwort. Mattéo unterrichtete ihn, daß Alles bereit sei.

Am Ende des größten Saales des Hospitals, da wo unsere drei Sklaven sich befanden, ist ein kleines Gemach, das als Todtenkammer dient. Der Krankenwärter hatte den Schlüssel zu dieser Kammer, die man nur öffnete, wenn neue Gäste kamen. Es gelang Duchemin, den Abdruck dieses Schlüssels zu bekommen; hierauf war es nicht mehr schwer, einen ähnlichen machen zu lassen.

Mit diesem Schlüssel versehen, konnten Servigny, Duchemin und Salvador, so oft der Augenblick günstig war, in den kleinen Saal gelangen. Unter einem der Leichentische von schwarzem Marmor gruben sie ein Loch, durch welches sie, mit Hilfe ihrer zu einem Strick gedrehten Bettücher, die eins an das andere gebunden wurden, in einem günstigen Augenblick in die Magazine der Marine hinabstiegen, die im Parterre des Gebäudes liegen, dessen ersten Stock das Bagno einnimmt.

Nachdem sie alle drei unten glücklich angelangt, zündete Duchemin eine kleine Kerze an, deren schwaches Licht kaum hinreichte, um die Finsterniß ringsumher zu zerstreun, mit Hilfe der Instruktionen, die er von Mattéo empfangen, suchte er das Felleisen, welches

alles das enthalten sollte, was zu ihrer Verkleidung nöthig war, er fand es in einem der entferntesten Winkel des Magazins, er öffnete es, und es enthielt zwei vollständige Gensdarmen-Uniformen, Zeug und Waffe, Perrücken, Stricke, und eine Zange, um eine von den Thüren des Magazins, die nach dem Arsenal ging, aufzubrechen.

Salvador und Duchemin zogen jeder eine von den Uniformen an, und Servigny behielt seine Kleidung, zu der er eine Art von Quersack, den er auf dem Rücken trug, fügte; man band ihm die Hände, und mit Anbruch des Tages, als der Kanonenschuß, der die Eröffnung des Hafens anzeigt, sich hören ließ, wurde die dem Gitter des Arsenals nächste Thüre des Magazins erbrochen.

„Jetzt laßt uns unsere Waffen laden!" sagte Duchemin, der in dem Felleisen mehre Pakete Kartouchen gefunden hatte, „man weiß nicht, was geschehen kann!" fügte er hinzu.

Salvador und Duchemin, mit ihren Gensdarmen-Uniformen bekleidet, führten Servigny, der ein Galeerensklave aus dem Bagno schien, welcher vor einem Assisenhofe Zeugniß ablegen sollte; und begünstigt durch das Gewühl der zu ihrer Arbeit gehenden Marinearbeitern, gelangten sie, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, durch das Gitter des Arsenals.

Sie durcheilten die Stadt mit der größten Schnelligkeit, dann gingen sie auf dem Wege nach Beausset fort. In einiger Entfernung schlugen sie einen Richtweg durch ein dichtes Gehölz ein, in welchem sie einige

Augenblicke ruhen wollten; kaum waren sie aber dort angelangt, als drei Kanonenschüsse, drei Mal in gleichen Zwischenräumen wiederholt, den Einwohnern von Toulon ankündigten, daß drei Galeerensklaven entflohen seien, und daß eine Summe von hundert Franken die Belohnung desjenigen sein würde, der einen Flüchtling nach dem Bagno zurückbrächte.

„Wir werden wohl thun," sagte Duchemin, „bis zum Abend in diesem Gehölze zu weilen, damit wir durch den Flecken Beausset erst zur Nachtzeit kommen."

„Aber wenn uns einer dieser Menschenjäger hier trifft?" entgegnete Salvador, und er zeigte seinen Kameraden mehre Bauern mit verrosteten Karabinern und schlechten Kommiß-Flinten, die einen kleinen Hügel heraufkletterten, welcher das Wäldchen, das sie barg, beherrschte.

„Sie werden nicht errathen, daß die Uniform der königlichen Gensdarmerie das Wildpret, das sie suchen, bekleidet; wir müssen vorzüglich unsere Waffenbrüder von der Brigade in Beausset vermeiden; sowie wir den Wald von Luges erreicht, sind wir gerettet."

Wenn es weder zu heiß noch zu kalt ist, so sitzen die Herrn Gensdarmen, wenn sie gerade nichts Besseres vorhaben, gegen Abend zu Pferde, und durchspähen die Umgegend der Residenz.

Duchemin, der die Gewohnheiten dieser Herren vollkommen kannte, glaubte nichts fürchten zu dürfen, weil, als sie das Gehölz verließen, ein dichter Regen fiel, der in diesen mittäglichen Gegenden kälter und unangenehmer als irgend anderswo zu sein pflegt.

Unglücklicher Weise für die Flüchtlinge, hatte der Brigadier der Gensdarmerie von Beausset sich mit seiner Haushälterin gezankt; dies hatte ihn schlecht gestimmt, und da er nothwendiger Weise seinen Aerger an Jemand auslassen mußte, so wählte er Gensdarmen, die er gerade traf, ließ sie zu Pferde sitzen, und führte sie auf Patrouille. —

Die Flüchtlinge, nachdem sie jenes Gehölz verlassen, schlugen, soviel wie möglich, Seitenwege ein; endlich da die Nacht hereinbrach, und sie nur noch seine Viertelmeile von Beausset entfernt waren, glaubten sie auf die große Straße zurückgehn zu dürfen; dort angekommen, begegneten sie der Patrouille, die, wie erwähnt, von jenem Brigadier befehligt wurde; sie erstaunten, doch verloren sie den Muth nicht, und setzten mit beflügelten Schritten ihren Weg fort, nachdem Einer mit einem Accent, der nicht die geringste Bewegung verrieth, ein „Guten Abend Kameraden!“ gesprochen. Sie glaubten, sich aus der schlimmen Schlinge gerettet, doch wurden sie grausam enttäuscht; der Brigadier hatte sich plötzlich der Kanonenschüsse, die am Tage gedonnert, erinnert, und da er in seinem Gedächtnisse keinen Namen fand, der auf die Physiognominen, denen er begegnet, paßte, so kamen ihm, da sie doch zum Standquartier Toulon gehören mußten, eine Menge Zweifel in den Sinn, über welche er sich Licht verschaffen wollte.

„Kameraden!“ rief er den angeblichen Gensdarmen zu, die schon ein Stück voraus waren; „einen Augenblick verzieht! man wünscht Euch zu sprechen!“

„Sollen wir laufen,“ sagte Salvador zu Duchemin, „sollen wir stehn bleiben?“

„Wir müssen im selben Schritt weiter gehn; sie werden glauben, wir haben sie nicht verstanden, und lassen uns vielleicht in Frieden ziehn.“

„Seht hin!“ sagte Servigny.

Salvador und Duchemin wandten den Kopf nach hinten, die Gensdarmen, auf Befehl des Brigadiers, waren umgekehrt, und kamen im Galopp an, indem sie so manoeuvrirten, daß sie denen, die ihren Argwohn erregten, den Rückzug abschnitten, wenn es nöthig war.

„Muth und Feuer auf die Gensdarmen,“ rief Salvador, „oder wir sind verloren; ich nehme den Brigadier,“ und der arme alte Soldat stürzte, von einer Kugel getroffen. Duchemin hatte wie Salvador gethan, und ein anderer Gensdarm erfuhr dasselbe Schicksal, wie der Brigadier.

Servigny hatte sich der Fesseln entledigt, die ihn nur scheinbar hinderten, er sprang nach der einen Seite. Duchemin und Salvador, die im vollen Lauf ihre Waffen wieder ladeten, und die wußten, wo sie sich nach überstandener Gefahr wieder finden konnten, hatten entgegengesetzte Richtungen genommen; die beiden Gensdarmen wechselten einige Karabinerladungen mit den beiden Banditen, doch da der eine von ihnen leicht verwundet war, und da die Verfolgten sich mitten in das beakkerte Land begaben, wohin sie, ohne ihre Pferde zu verlassen, nicht folgen konnten, so standen sie von der Verfolgung ab, und kehrten zu ihren verwundeten Kameraden zurück.

Duchemin

Duchemin und Salvador gelangten endlich zu einer einsamen, wenig über Beausset hinaus gelegenen Schenke, wo Matteo Alles, was ihnen nöthig war, um ihr Kostüm zu ändern, niedergelegt hatte.

In allen Provinzen, besonders in der Umgegend der Städte, wo Bagnos und Centralgefängnisse sind, giebt es Wirthshäuser, deren Wirth ein Auge zudrückt, und wenn er seine Rechnung dabei findet, Alles besorgt. Derjenige, bei dem Salvador und Duchemin das ihnen Nöthige fanden, gehörte zu den Banden, die seit mehren Jahren den Wald von Cuges unsicher machten, und weil er seine Rechnung dabei fand, erwies er ihnen die wesentlichsten Dienste.

Duchemin und Salvador machten sich, durch Schlaf und ein gutes Frühstück gestärkt, passend gekleidet, auf zwei guten Pferden, anderen Tages auf den Weg, und gewannen ohne weiteres Abentheuer den Wald von Cuges.

Duchemin, der die Gegend kannte, weil er, wie früher erwähnt, bestimmt war, den Raub der Bande in Toulon und anderen Städten zu verkaufen, begegnete mit leichter Mühe denen, die er zu treffen wünschte.

Man nahm ihn freundlich auf, und mehre Monate hindurch nahm er und auch Salvador an den saubern Arbeiten seiner alten Freunde Theil.

Die Bande bestand zum größten Theile aus Landbewohnern, einige waren Müller, andere Bauern, andere Leineweber; die, welche, wie Duchemin und Salvador, nicht im Lande ansäßig waren, versteckten sich bald bei dem einen, bald bei dem andern; das Haupt der

Bande (die mit den neuen Zukömmlingen einen Bestand von zehn Mann bildete) versammelte seine Untergebenen oft bei sich, entweder um die Beute zu vertheilen, oder um sie von Ereignissen, die für ihre Sicherheit wichtig waren, in Kenntniß zu setzen.

Da ihn der Wirth von Beausset eines Tages benachrichtigte, daß eine allgemeine Jagd in dem Walde von Cuges vor sich gehen sollte, so rief das Haupt die Bande zusammen, um ihr die Neuigkeit mitzutheilen. Salvador und Duchemin kamen erst sehr spät bei seinem Hause an; sie klopften, Niemand antwortete, dennoch schien das Zimmer, in dem ihre Kameraden zur Nacht gegessen haben mußten, erleuchtet. Das Haus hatte eine zweite, bloß den Vertrauten bekannte Thür, die deshalb angebracht war, daß man sich bei plötzlichem Lärm ins Feld retten könnte; diese Thür war offen, worüber Duchemin sehr erstaunte.

„Gehn wir hinein," sagte Salvador, „hier muß etwas Außerordentliches vorgegangen sein."

„Ja!" entgegnete Duchemin, nachdem er sich vom guten Zustande seiner Pistolen überzeugt hatte.

Sie traten in das Haus und gelangten ohne Hinderniß in das erleuchtete Gemach.

Der Häuptling, seine Frau, seine beiden Töchter, lagen durcheinander auf der Erde.

„Sie sind stierbetrunken," sagte Salvador, und näherte sich dem einen. „Todt!" und wie er nach einander die andern betrachtete, fügte er hinzu:

„Sie sind todt, alle todt! was bedeutet dies?"

„Das bedeutet," sagte Duchemin, der auch sei-

nerseits die Leichen untersucht hatte, „daß unser Freund Matteo das Amt des Henkers geübt hat."

Salvador und Duchemin konnten nicht mehr in der Gegend bleiben; nachdem sie das wenige Geld genommen, das sie im Hause fanden, sagten sie der Provence Lebewohl, und gingen nach Paris, wo wir sie wiederfinden.

Was Servigny widerfuhr, erzählen wir später.

VIII.

Ein Tapis von Grosz-Böhmen*).

Die Orte, wo auf eine freiere und bestimmtere Weise als anderwärts die unzähligen Verschiedenheiten der volksthümlichen Sitten sich zeichnen, sind unstreitig die Kaffehäuser. Jedes von diesen Etablissements hat, abgerechnet diese Menge von Individuen ohne Gesichtsausdruck, denen man überall begegnet, seine Gewohnheiten, seine Eigenthümlichkeiten und Gebräuche. Ein Engländer, der als wahrer Gentlemann Frankreich bereiste, sah sich eines Tages in Folge eines Unfalles mit seinem Postwagen genöthigt, in die elendeste Schenke eines armen Dorfes der Pyrenäen einzukehren; ein gemeines, verwachsenes Frauenzimmer trug ihm ein erbärmliches Mittagsmahl auf, und der halb betrunkene Wirth schimpfte ihn, als er wieder in den Wagen stieg. Dieser Engländer schrieb Folgendes in seine Schreibtafel ein: die Franzosen verstehen nicht zu kochen, alle ihre Weiber sind häßlich und schmutzig und alle Männer Trunkenbolde und Grobiane; dieser Engländer urtheilte, wie viele andere Menschen, welche man, ohne die uns von Großbritanien trennende

*) Grands Bohemiens (Groß-Böhmen) ist die Bezeichnung der Glücksritter in Paris.

Meerenge zu überschreiten, leicht antrifft, nach dem Geldbeutel. Führt man an demselben Tage einen Menschen dieses Charakters in das Kaffehaus Tortoni, in die Estaminet Hollandais, in das Café de la Régence, so wird er stolz sagen: das Pariser-Volk besteht aus Spekulanten, abgedankten Militairs, die von der Ankunft eines andern Napoleon träumen, und aus Schachspielern.

Wir haben in Paris das Café des Variétés, den gewöhnlichen Sammelplatz von Leuten, welche ganze, halbe, viertel Vaudevilles oder Dramen entweder machen, verkaufen oder kaufen; das Café du Cirque, wo man gewiß zu jeder Zeit kleine Autoren, mittelmäßige Komödianten oder unbedeutende Musiker trifft; das Café Desmares, das jeden Tag unsere modernen Solons seine Thüren öffnet; das Café des Epiciers ist das Kaffehaus der Schauspieler, sogar der ...... Wir wagen das Wort nicht nieder zu schreiben, welches einem Romane Paul de Kocks als Titel dient.

Außer den eben genannten, hat dieses geräumige, Paris genannte Pandämonium noch andere mit eben so vielem und noch größerem Aufwande gezierte Etablissements, die in den glänzendsten Theilen der Hauptstadt liegen, und die nichts destoweniger von den Pariser Glücksrittern besucht werden. Müßten wir nicht einen Injurien-Prozeß fürchten, so dürfte uns nichts leichter als die Namhaftmachung dieser Orte sein.

Das Pariser Böhmen (wir machen beiläufig darauf aufmerksam, daß dieses Wort, eben so, wie die Benennung Lorette, die wir dem geistreichen Autor der nouvelles à la main verdanken, von ganz neuer Schö-

pfung ist) wird der Natur gemäß in Groß- und Klein-Böhmen eingetheilt; wir werden für jetzt nur von Groß-Böhmen sprechen.

Es giebt in Paris viele Leute, welche prächtige Häuser bewohnen, schöne Pferde haben, Tänzerinnen unterhalten, von denen man indeß weiß, daß sie weder Renten noch Besitzthümer haben; aus diesen Betrügern, falschen Spielern oder Industrierittern besteht diese Gesellschaft in der Gesellschaft, welcher man seit einiger Zeit den Namen Groß-Böhmen gegeben hat. Diese Menschen werden indeß von der Welt mit minder verächtlichem Auge angesehen, als diejenigen, welche sich begnügen, frei und offen zu stehlen. Man nimmt den Besuch dieses oder jenes Menschen an, dessen Gewerbe vielleicht Keinem ein Geheimniß ist, und der weder seiner Arbeit noch seinem Glücke das Gold verdankt, das durch seine gestrickte Börse schimmert, ladet ihn zur Tafel ein, grüßt ihn auf der Straße, wogegen man denjenigen verhöhnt, anspeit und verachtet, der aus einem offenen Laden einen Gegenstand von geringem Werthe, z. B. ein kleines Brot, gestohlen hat. Kommt dies vielleicht daher, weil die Herren Mitglieder von Groß-Böhmen sanftere Manieren, eine gewähltere Sprache, einen elegantern Anzug haben, als der gemeine Dieb, der Märtyrer? nein, ohne Zweifel handeln wir nur deshalb so, weil wir in unserer Selbstsüchtigkeit Geist und Scharfsinn genug zu haben glauben, unsere Beutel leicht gegen diejenigen zu vertheidigen, deren Gewaltthätigkeiten wir nicht zu fürchten haben.

Die Industrieritter, die falschen Spieler, die Betrüger, welche Namen man auch den Mitgliedern des

Pariser Groß-Böhmens geben mag, sind nach unserer Ansicht gefährlicher und strafbarer, als die andern Widersacher der Gesellschaft; gefährlicher, weil sie fast immer dem Unfuge, den steuernden Landesgesetzen entkommen; strafbarer, weil der größte Theil von ihnen unterrichtete und mit einer gewissen Geschicklichkeit ausgestattete Menschen sind, die gewiß nur der Arbeit das verdanken sollten, was sie vom Betruge und von der Schamlosigkeit fordern.

Es ist fast jedes Mal die Noth (wenn man einige Einzelnheiten ausnimmt, welche denen gleichen, deren Bild wir in diesem Buche zu zeichnen versuchen), es ist fast immer die Noth, sagen wir, welche die Hand des Diebes bei seinen Schritten auf der Bahn des Verbrechens leitet, und oft, wenn diese Noth nicht mehr drükkend ist, bessert er sich und kehrt zur Tugend zurück. Die Böhmen dagegen sind fast lauter junge Männer aus guter Familie, die, nachdem sie ein von ihren Vätern mühsam erworbenes Vermögen unsinniger Weise durchgebracht, nicht den Gemächlichkeiten des fashionablen Lebens und den Gewohnheiten des Luxus entsagen wollen, welche sie angenommen haben. Sie bessern sich niemals, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie leicht und fast immer ungestraft ihr elendes Gewerbe treiben können.

Die Eigenschaften, welche die Böhmen des neunzehnten Jahrhunderts auszeichnen, mögen übrigens sein, welche sie wollen, so erreichen sie doch nicht den Höhepunkt ihrer Vorgänger. Die Cagliostro's, die Casanova's, die Ritter von Saint-Georges und von la Morlière, die Grafen von Saint-Germain und hundert andere, deren

Namen uns entfallen, haben keine Nachfolger hinterlassen, die ihrer würdig sind.

Der Böhme, welcher nur im Entferntesten in die Fußtapfen jener großen Zunftmänner treten will, muß einen lebendigen und gebildeten Verstand, eine unbegrenzte Tapferkeit, eine unerschütterliche Geistesgegenwart, eine angenehme und gleichzeitig auch imposante Gesichtsbildung, so wie eine schöne und hohe Gestalt besitzen.

Der Böhme, der im Besitz aller dieser Eigenschaften ist, ist dennoch blos ein elender Wicht, wenn er sie nicht geltend zu machen weiß. Er muß daher vor seinem öffentlichen Auftreten sich mit einem passenden Namen versehen haben. Ein Böhme darf weder Peter der Lange, noch Eustach der Kurze heißen.

Seine Carriere ist verfehlt, wenn er dumm genug ist, sich einen Namen mit Saint zusammengesetzt zu geben, das Heilige in unsern Tagen ist abgedroschen bis auf das letzte Korn.

Ist er mit einem Namen ausgerüstet, so muß er, wenn er noch keinen Schneider hat, einen Kleider-Modisten sich anschaffen; sein Anzug, nach dem neuesten Geschmacke, muß aus den Werkstätten Roolfs oder Chevrenils kommen; seine Handschuhe muß er bei Boirin, seinen Hut bei Gausseran, seine Stiefel bei Clerx und seinen Stock bei Thomassin kaufen; er darf sich nur der Taschentücher aus Chaperons Laden bedienen und muß seine Cigarren in einem Manillenstroh-Etui halten.

Die Wohnung muß er in einer von den neuen Straßen der Chaussée d'Antin haben; Meubles von Polisander, elegante Draperien, Statuen und prächtige Spie-

gel, seine Zimmer müssen mit Tapeten von Sallandrouze bedeckt sein.

Er muß ferner englische Pferde und einen höchst modernen Wagen besitzen.

Sein Bedienter darf weder zu jung, noch zu alt sein; wie von ungefähr muß er schlau, verschmitzt, dreist erscheinen, und auf zarte Weise von den Besitzungen des Gastgebers, von dessen reichen und alten Verwandten reden.

Ein zuvorkommender Portier ist das erste Bedürfniß des hohen Böhmen; daher er denselben auch schonend, vornehm zart behandeln und vorzüglich gut bezahlen muß.

Das bisher Erwähnte ist nur ein leichter Umriß der allgemeinen Züge, welche die Physionomie des hohen Böhmen ausmachen, er mag sich Geld für sein luxuriöses Leben durch gleichviel welche Mittel verschaffen, um Vergnügungen bezahlen zu können, die nur für baare Münze zu haben sind.

Das Alter schadet den Böhmen nicht; es giebt unter ihnen äußerst junge Leute, Männer im reifen Alter und Greise mit grauen Haaren; viele sind vor ihrem Schurkenleben betrogen worden, und diese eben sind die gefährlichsten, die am schwersten zu erkennenden, weil sie die Manieren und die Sprache der Gebildeten beibehalten haben. Was die andern betrifft, so findet man doch stets, trotz der Titel, die sie sich geben, und ungeachtet der Kleidung und der Ordensbänder, mit denen sie sich schmücken, in ihren Manieren und Gewohnheiten irgend Etwas, das an den berüchtigten Baron von Wormspire erinnert; es schleichen mitunter ihre gefährlichen

Verbindungen in ihre Gespräche ein, und sie mögen sich oft noch so sehr auf die Defensive beschränken, so entschlüpfen ihnen doch Ausdrücke, die nicht dem Wörterbuche der guten Gesellschaft entsprossen sind; treten übrigens ihre Erkennungszeichen auch nicht so stark hervor, wie diejenigen, welche den verschiedenen Klassen von Gaunern eigenthümlich sind, so bleiben sie doch nichts destoweniger unbemerkbar und sie kommen recht bald zum Vorschein, wenn man diese Menschen nur mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet.

Es giebt in Groß-Böhmen viele alte Militairs, wenigstens solche, die als Unteroffiziere im Heere dienten und sich nunmehr Hauptleute nennen lassen; der Hauptmann ist wenigstens Oberst, und der Oberst wird stets Divisionsgeneral, und würde sogar Marschall von Frankreich sein, wenn die Regierung ihm sein Recht hätte widerfahren lassen.

Eine Entschleierung aller Schuftereien, oder auch nur den skizzirten Entwurf von den Hauptzügen der verschiedenen Klassen der Böhmen zu entwerfen, dürfte insofern fast unmöglich werden, weil man dann sprechen müßte.....

Journalisten, welche die dramatischen Künstler ausbeuten, denen sie entweder Talente zu- oder absprechen, je nachdem ihre Dankbarkeit größer oder geringer ist; ferner solche, die euch drohen, wenn ihr ihnen nicht eine gewisse Summe für die Aufnahme einer biographischen Notiz über euch, euren Vater, eure Mutter oder Schwester in ihr Blatt geben wollet; oder endlich diejenigen, die euch für einen anständigen Preis die Lei=

chenrede desjenigen eurer Großeltern anbieten, der eben gestorben ist: sind Böhmen!

Der Vaudevillenmacher, welcher Gedichtchen für alle Taufen hat: ist ein Böhme!

Der Dichter, welcher Wünsche (Trinklieder) für alle Geburtsfeste und Elegieen (Klagelieder) für alle Todesfälle hat: ist ein Böhme!

Schurken, die durch die Drohung brandschatzen, dem Publikum oder der Obrigkeit Schandthaten zu offenbaren; die handwerksmäßig oder gelegenheitlich ihr Schweigen oder ihr Zeugniß, die Ehre der von ihnen verführten Frau, einen von ungefähr in ihre Hände gekommenen Brief verkaufen, und tausend Andere noch: sind Böhmen!

Der Mensch, welcher am Spieltische den höchsten Stuhl wählt, um seinen Gegner zu übersehen; der die Karten so viel wie möglich der Person, gegen welche er spielt, immer näher bringt, wenn er coupiren läßt, damit sie die eben von ihm umgebogene Karte nicht sehe, und der äußerst geschickt die Volte schlägt: ist ein Böhme!

Die Directoren von Gesellschaften und Actien-Verbindungen, deren Kasse, ähnlich der des Robert Macaire, stets offen für Annahme von Fonds neuer Actionaire und immer geschlossen ist, wenn es die Auszahlung fälliger Dividenden gilt: sind Böhmen!

Jene Vorsteher, welche das Amt der Leichen-, der Hochzeitsgeschäfte, der Placirung oder der Beerdigung, ja der Beerdigung verwalten, es darf Euch das nicht in Staunen setzen: sind Böhmen oder besser Schurken; aber geschnürte, behandschuhte, gespornte, mit Ordensbändern

geschmückte, denen der Procurator des Königs die Hand bietet und die der Polizei-Commissair grüßt.

An einem der offenen Passagen auf dem Boulevard, im Mittelpunkte eines der reichsten und glänzendsten Viertel der guten Stadt Paris, ganz in der Nähe eines Theaters, wo die Rollen der edeln Väter, der jungen Liebhaber und der großen Koketten von acht- bis zehnjährigen Kindern gespielt werden, befindet sich ein Etablissement, wo man gewiß zu jeder Zeit des Tages und des Abends einige Mitglieder des Pariser Groß-Böhmens antrifft; dieses, in dem dunkelsten Theile der gedachten Passage errichtete Etablissement wird von den Vorübergehenden nicht bemerkt. Der anständige Mann, der von ungefähr da hinein geht, um seine halbe Tasse Kaffe oder seine Flasche Bier zu trinken, glaubt sich in die Fremde versetzt; er ist genirt, ohne zu wissen, warum. Er hält alle jene so prächtig gekleideten Menschen für Diplomaten; die rothen, an allen Knopflöchern brillirenden Bänder blenden ihn, und er ist beim Fortgehen nahe daran, die Wirthin um Entschuldigung seiner großen Freiheit zu bitten.

Das so eben gedachte Etablissement gleicht, wie man an dem Übrigen sieht, nicht dem in der Rue de la Tannerie. Elegante Tafeln von weißem Marmor ersetzen die mit Wachsleinewand bedeckten Tische; Sophas treten an die Stelle der schlechten Stühle ohne Lehne; das Gastzimmer schimmert von Vergoldungen, und im Hintergrunde desselben spreizt ein junges niedliches Mädchen sich auf einem Sessel, der viel Aehnlichkeit mit einem Throne hat. Der Herr vom Hause sieht nicht wie ein

Schankwirth aus. Er trägt nicht die weiße Piquet-Weste und das Mousselinhalstuch, welche seine Kollegen sich angeeignet zu haben scheinen. Er hat niemals die unerläßliche Serviette unter dem Arme; seine Tournure, alle Angewöhnungen seines Körpers, sein grau schimmernder, bürstenartig gestutzter Schnurbart, geben ihm eher das Ansehen eines abgedankten Offiziers der schweren Kavallerie. Er drückt demjenigen von seinen Stammgästen die Hand, dessen Börse für den Augenblick am besten gespickt zu sein scheint; seine Stimme klingt hart und sogar rauh, wenn er mit denen spricht, die in augenblicklicher Verlegenheit sich zu befinden scheinen.

Der Absatz von Kannen Bier, halben Tassen Kaffe und Gläsern Absinth ist der geringste Nahrungszweig dieses Gastwirths; wenn ein junger Mann aus gutem Hause, der geneigt ist, sein Vermögen fashionabel zu verzehren, in dieses Wespennest eingeführt wird, so hätschelt, pflegt und fetirt man ihn auf jede erdenkliche Weise. Der Herr vom Hause erzählt ihm von Feldzügen, die er nicht mitgemacht hat; Madame, die nicht vergessen will, daß sie einst niedlich gewesen, beglückt ihn mit ihrem graziösesten Lächeln; hat der junge Mann Geld nöthig, so frägt ihn der Hausherr verwundert: „aber mein Gott, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? ich würde Ihnen die Summe, welche Sie bedürfen, ohne Zinsen geliehen haben, doch wenden Sie sich an einen gewissen Herrn, ich will Sie zu ihm führen, wenn sie wollen," und der junge Mann ist von allen Seiten hintergangen; man läßt ihm keine Zeit zum Nachdenken, er unterschreibt endlich dem Wucherer für

eine geringe Summe Geldes und eine Sammlung unechter Gemälde, Wechsel; der Hausherr theilt den Gewinn, und der junge Mann wird von der Sippschaft um den Rest geprellt.

Monsieur *** spielt vorzüglich gut Billard, ganz ausgezeichnet Ecarté und hat stets Gevattern an der Hand, die ihm bereitwillig auf jede Weise dienen, vorausgesetzt, daß sie ihren Antheil von dem Gewinne erhalten; eben so ist auch er stets zu Allem bereit, was man von ihm verlangt.

Monsieur streckt denjenigen seiner Gäste Geld vor, die dasselbe bedürfen, um eine Affaire zu Ende zu bringen, und theilt den Gewinn mit ihnen; er giebt entweder selbst oder läßt auf ihre Rechnung gute, acceptable Anweisungen geben u. s. w. Endlich hat er an seinem Bogen mehre Sehnen, die sehr straff angezogen sind.

Es war etwas über sechs Uhr Abends, die Kellner zündeten in besagtem Etablissement das Gas an, und die Stammgäste entfernten sich eben, um Mittag zu speisen; es verblieben im Saale nur diejenigen, welche Antheil an einer Parthie hatten, die der Wirth mit einem sehr hübschen jungen Manne spielte, und zwei Fremde, die an einem Tische, in der Nähe des von den Spielern occupirten saßen und mit vielem Interesse die Parthie verfolgten.

Die Anwesenheit dieser beiden Menschen schien die Spieler zu belästigen, die gewiß ihre Unzufriedenheit geäußert hätten, wenn nicht die entschlossene Miene und die ganz ungezwungene Haltung dieser Laien ihnen eine gewisse Zurückhaltung geboten hätte.

„Wir sind in einem Spitzbuben-Verein," sagte derjenige von den beiden, welcher der Ältere schien, zu seinem Gefährten, „und der jüngste von den beiden Spielern ist ein Tauber, den die andern zu berupfen im Zuge sind."

„Es kommt mir auch so vor."

„Es ist kein Zweifel, der Kleine, den sie von Préval genannt haben, bezeichnet dem Kartenhalter durch einen Wink das Spiel seines Gegners."

Die Parthie war beendigt, der junge Mann hatte verloren, er zog seine von Bankscheinen strotzende Brieftasche, um seinen Gegenspieler zu bezahlen.

„Der Gimpel hat viel Geld," sagte der Jüngste der beiden Fremden, „wenn wir ihn betrügen könnten, so würden wir wieder flott werden."

„Lass' mich nur machen, und Alles wird gut gehen," antwortete der Andere, worauf er dem Wirthe mit dem grauen Schnurbarte näher trat und ihm einige Worte ins Ohr flüsterte, worauf dieser ihn mit einer grimmigen Miene ansah.

„So ist's," sagte der Fremde halblaut, ohne sich viel um die drohenden Blicke des Andern zu bekümmern; „so ist's, noch diese Parthie, doch sei sie die letzte, ich will meinen Landsmann in meiner Gegenwart nicht plündern lassen."

„Sie wollen ihn vielleicht selbst plündern, mein Herr?" sagte Préval, der die hier eben erwähnten Worte gehört hatte.

„Wohl möglich, mein junger Herr!" antwortete Duchömin, den unsere Leser ohne Zweifel eben so wie

seinen Gefährten Salvador erkannt haben. Haben Sie was dagegen?"

Von Préval beachtete diese indirekte Ausforderung nicht, und der junge Mann bezahlte die verlorene Parthie eben so anständig als das erste Mal. Der Kampf hatte aus Mangel an Streitern ein Ende.

Einige Augenblicke nachher waren der junge Mann, Salvador und Duchemin, fast die einzigen im Kaffehause.

„Ich glaube, daß wir Landsleute sind," sagte dieser letztere.

„Wir sind wenigstens aus derselben Provinz," antwortete der junge Mann mit Grazie. — „Ich bin aus dem Dorfe Pourrières in der Provence."

„Und ich bin aus Trets, das kaum zwei Stunden von Ihnen entfernt ist; doch Sie kennen vielleicht meine Familie, ich heiße Roman."

Salvador stieß seinen Freund am Ellenbogen.

„Wie unklug!" sagte er ihm.

„Laß doch," entgegnete Roman, „mein wahrer Namen ist nicht mehr entehrt als mein falscher."

„Ich habe das Land sehr jung verlassen," erwiederte der junge Mann; „indeß glaube ich mich doch zu erinnern, daß ein Notar dieses Namens zu Pourrières wohnte."

„Der war mein Onkel und Vormund."

Roman sprach die Wahrheit.

„Ich heiße von Courtivon," sagte der junge Mann, der seinem Landsmanne, ohne den Anstand zu verletzen, nicht länger seinen Namen vorenthalten konnte.

Dieser

„Dieser junge Mann verhehlt uns seinen wahren Namen," sagte Roman zu seinem Freunde. — „Es giebt keinen von Courtivon in Pourrière."

„Mag er Peter, Hans oder Kunz heißen," erwiederte Salvador, für uns ist seine Brieftasche das Wichtigste."

„Man gelangt stets an's Ziel, wenn man zu warten versteht," sagte Roman, der mit dem sogenannten Courtivon zu schwatzen fortfuhr; er sprach mit ihm von der herrlichen Lage ihres Landes, von dem schönen Himmel, von den hübschen Mädchen in Arles und von den schönen Tarasconischen Jünglingen. Salvador nahm Theil an dem Gespräche; von Courtivon, erfreut über das Zusammentreffen mit so liebenswürdigen Landsleuten, lud sie zum Mittagsessen ein. Salvador und Roman machten der Form wegen einige Umstände, doch als Courtivon seine Bitten erneuerte, folgten sie ihm in das Englische Kaffehaus.

Von Courtivon traktirte seine Gäste höchst nobel; er ließ ihnen die vorzüglichsten Gerichte und die edelsten Weine auftischen, so daß beim Dessert die vollkommenste Harmonie unter diesen drei Personen herrschte. Salvador und Roman, die das Vertrauen ihres Gastgebers gewinnen wollten, hatten ihm jeder eine Geschichte erzählt, die sie für den augenblicklichen Bedarf erdichtet hatten; worauf von Courtivon, der nicht minder mittheilend, als seine neuen Freunde sein wollte, das Wort nahm:

IX.

Der Marquis von Pourrières.

„Ich heiße Alexander von Pourrières," sagte der junge Mann.

„Ich hatte errathen, daß von Courtivon nicht Ihr wahrer Namen sei," sagte Roman.

„Ich habe Ihnen aus Gewohnheit diesen Namen genannt, den ich seit langer Zeit führe; leider habe ich jetzt keinen Grund mehr, den Namen meiner Familie zu verhehlen. Es ist Ihnen eben so wohl bekannt, wie mir, daß Pourrières ein sehr ansehnliches Dorf im Departement Var, zwischen Brignoles und Sanct-Maximin ist. Man stößt in der Nähe dieses Dorfes auf die Ruinen eines von Marius errichteten Monuments, zur Erinnerung an den großen Sieg, den er über mehr als dreihunderttausend Barbaren erkämpfte, die aus den dunkeln Wäldern Germaniens hervorgegangen waren, um die Eroberung Spaniens zu unternehmen, dann auf das alte Schloß der ehemaligen Besitzer des Gutes. Die Ausbesserungen, welche dieses alte Gebäude erleiden mußte, haben sein ursprüngliches Ansehen sehr verändert; die Gräben haben zugeschüttet werden müssen; die Zugbrücke ist durch ein Gitter ersetzt worden, welches das Wappen der Familie trägt, und dessen Rococostyl an die

Regierung Ludwigs des XV. erinnert. Fenster sind an die Stelle der Schießscharten getreten. Die alten Bildnisse der Familie, die Trophäen, mit welchen der Waffensaal angefüllt war, der jetzt nur noch ein großes Vorzimmer ist, sind während der Revolutionsperiode zerstreut worden. Trotzdem ist noch heutigen Tages das Schloß von Pourrières der Beachtung der Touristen nicht unwürdig; man kann noch immer die anmuthigen Thürmchen, die schlanken kleinen Säulen, die zierlich geschnörkelte Bauart und die herrlich bemalten bunten Glasfenster der Kapelle des alten Lehnsherrnsitzes bewundern.

Dieses alte Schloß, das durch ein Wunder dem zerstörenden Hammer der schwarzen Bande entgangen ist, wurde meiner Familie nebst allen denjenigen Gütern, die während der ersten Revolution nicht verkauft worden waren, zur Zeit der ersten Rückkehr der Emigranten nach Frankreich zurückgegeben. Obschon mein Vater, der Marquis von Pourrières den größten Theil seines Vermögens verloren hatte, so, war er doch, als ich geboren wurde, im Besitz von mindestens 80,000 Franken Renten. Dieses Vermögen gab ihm mehr als hinreichend die Mittel an die Hand, bei Hofe einen ausgezeichneten Rang einzunehmen, und die Dienste, welche er den Prinzen der ältern Linie während der Emigration erwiesen hatte, gaben ihm die Ansprüche auf ein ehrenvolles Amt. Mein Vater gehörte zu den Edelleuten, denen ihre Fürsten auf dem Schlachtfelde begegnen, und die sie vergebens unter der Menge ihrer Hofleute wieder aufsuchen, wenn heitere Tage an die Stelle der Gewittertage getreten sind; indeß unter-

10*

nahm er im Jahre 1816 eine Reise nach Paris, allein vielleicht waren seine Manieren ein wenig zu derb, und er verstand es nicht, seine Reden in elegante Perioden abzurunden, er machte mit einem Worte eine ziemlich erbärmliche Figur unter den Hofleuten des neuen Oeil-de-Boeuf. Er kehrte nach Hause zurück, ohne die von ihm nachgesuchte Stelle erhalten zu haben, und entschloß sich, ohne großen Kummer zu empfinden, für das Leben eines Landedelmannes.

Mein Vater hatte meine Erziehung einem secularisirten Priester anvertraut, der ihm von einem seiner Waffengefährten in dem Condéschen Heere empfohlen worden war; es war dies ein ausgezeichneter Mann von strengen Sitten, der eine umfassende Gelehrsamkeit sich zu eigen gemacht hatte; er besaß mit einem Worte alle trefflichen Eigenschaften, nur nicht die eines Hauslehrers. Er wußte von der Welt nur das, was seine Bücher ihm von derselben gelehrt hatten; seine Schüchternheit ging so weit, daß er mir weder Vorwürfe zu machen, noch mich, was ich nur zu oft verdiente, zu bestrafen wagte, und seine Furcht vor meinem Vater war dermaßen groß, daß er sich nicht entschließen konnte, ihn um eine Vermittelung anzugehen.

Die Kinder sind wie alle schwachen Geschöpfe stets geneigt, die Nachsicht zu mißbrauchen, welche man ihnen schenkt. Sie können leicht denken, daß ich mich nicht viel um die Ermahnungen und Vorstellungen meines würdigen Erziehers kümmerte, dessen Schwächen ich kannte; anstatt zu lernen, trieb ich mich Tage lang mit den Knaben meines Alters auf den weiten Fluren des Schlos-

ses umher. So war ich in meinem zwölften Jahre, wenn schon so stark als man es in diesem Alter nur sein kann, und mit einer blühenden Gesundheit begabt, auf der andern Seite der unwissendste Gassenbube der nur zu finden war. Ich konnte lesen, etwas schreiben, hatte einige lateinische Brocken behalten, das war Alles. Mein Vater, der den Degen besser als die Feder zu führen verstand, und mehr von: **La curne de Saint le Palaye, Miroir du vrai Gentilhomme français** und **le Parfait Écuyer**, als von dem Werke **de Viris illustribus** wußte, hatte, als er meine Fortschritte in allen Leibesübungen bemerkte, meinem Erzieher mehrmals seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben, der, wie ich glauben muß, sich endlich überzeugt hielt, mich durch seine guten Rathschläge zu einem tüchtigen jungen Edelmann heran gebildet zu haben.

Ich war etwas über achtzehn Jahr alt, als mein Vater und mein Lehrer (meine Mutter war wenige Jahre nach meiner Geburt gestorben), in der Voraussetzung, daß nur das Reisen einen vollkommenen Edelmann bilde, den Entschluß faßten, mich die vorzüglichsten Gegenden Europa's besuchen zu lassen. Mein Vater wäre gern mein Reisegesellschafter gewesen, doch war er in Folge der während der Emigration erduldeten Mühseligkeiten kränklich geworden, und durch die Wunde, die er davon getragen hatte, an die Schwelle des heimatlichen Heerdes gefesselt. Es wurde daher zwischen meinem Vater und meinem Erzieher ausgemacht, daß der letztere seine Functionen als mein Mentor fortsetzen sollte. Leider

ein höchst ungeschickter Mentor, der einen höchst erbärmlichen Telemach gebildet hatte.

Als mein Vater mich auf sein Zimmer kommen ließ und mir seinen Entschluß, den er gefaßt, mittheilte, empfand ich alsbald, ich muß es gestehen, ein lebhaftes Gefühl der Freude; ich war entzückt, mein altes väterliches Schloß, das ich in- und auswendig kannte, die Wälder, die ich im strengsten Sinne des Worts gemessen hatte, und die so oft von mir erklimmten Hügel auf einige Zeit zu verlassen. Meine jugendlichen Träume gingen endlich in Erfüllung; ich sollte Gegenden besuchen, die nach meiner Ansicht mehr Merkwürdigkeiten boten, als die von Sinbad, dem Seefahrer, bereisten. Ich sollte die Welt sehen!

So groß indeß auch meine Freude war, als mein Vater, nachdem er mich lange an seinen Busen gedrückt hatte, mir endlich Lebewohl sagte; so füllten sich doch meine Augen mit Thränen, ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu verlassen. War es eine innere Stimme, die mir, ohne sie begreifen zu können, zurief: du wirst ihn nicht wieder sehen?

Bevor ich meine Reise durch Europa machen sollte, hielt ich mich einige Monate in Marseille bei Verwandten von Mutterseite auf, die meine ersten Schritte in die Welt leiten sollten. Diese guten Leute nahmen mich liebevoll auf, und ihre Freundschaft für mich hatte sie ohne Zweifel zu meinem Vortheile geblendet; sie waren so außerordentlich gütig, mich hüsch zu finden und kamen immer wieder darauf zurück, meine zu unternehmenden Reisen würden für mich von dem größten Nutzen sein.

Meine Mutter stammte aus einer alten Familie,

deren Glieder sämmtlich die strengen Sitten, die würdigen und kalten Manieren der ehemaligen Parlamentsräthe der Provence beibehalten hatten; mein Großonkel und mein Onkel, die einzigen Verwandten, welche mir blieben, (ich rechne nicht die Menge von Vettern und Muhmen in verschiedenen Graden, die ich kaum kannte), liebten mich ohne Zweifel sehr; sie flößten mir unendlich viel Hochachtung ein, allein es gefiel mir bei ihnen nicht, es war mir zu frostig in ihrem Hause; wenn ich sie mit einem vornehmen Ernst gehen oder sprechen sah, so glaubte ich, zwei Familienportraits zu erblicken, die dem Zauberstabe einer Fee ihr Dasein verdankten.

Ich fand daher bei meinen Großverwandten keine Zerstreuungen, die für mein Alter und für die Art meiner Erziehung paßten.

Ich wurde von einer außerordentlichen Unruhe und von einer Sucht nach neuen Dingen geplagt, die nicht bei ihnen nach meinem Wunsche zu finden waren; ich suchte daher die mir fehlenden Zerstreuungen anderswo auf.

Wenn mein Erzieher mir Vorstellungen machte, sagte ich ihm ganz ruhig, daß ich nur handle, wie alle jungen Leute meines Alters und Standes; daß er nicht strenger sein dürfe, als mein Vater in ähnlichen Fällen, da ich wohl wüßte, was ich der Ehre meines Namens schuldig wäre, um sie nicht für immer auf's Spiel zu setzen; daß ich überdies in meinem Alter keinen Mentor mehr nöthig hätte. Der brave Mann glaubte mit dem Ermahnen genug gethan zu haben, und aus Furcht vor dem Wortwechsel, ließ er mir endlich vollkom-

men freies Spiel. Auf diese Weise war ich also in meinem achtzehnten Jahre unumschränkter Gebieter, wenigstens meiner Handlungen. Meine Onkel, die meinem Erzieher trauten, beschäftigten sich nur damit, mir gute Lehren zu geben, die ich mit allem Anscheine der vollkommensten Beherzigung anhörte.

Um von der süßen Freiheit Gebrauch zu machen, fing ich an die Kaffeehäuser und das Schauspiel zu besuchen. Ich wurde mit allen jungen Stammgästen dieser Vergnügunsorte bekannt. Mein in der ganzen Provinz höchst geachteter Name, das Vermögen, das ich einst besitzen sollte, gaben mir eine gewisse Gewalt über meine jungen Vergnügensgefährten, die einen kleinen Hof um mich bildeten und mir stets Schmeicheleien sagten. Ich nahm Theil an allen Parthien, Festen, und da ich es nicht sehr streng mit der Wahl meiner Freunde nahm, so galt ich allgemein für einen guten Burschen. Ich glaube Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich ziemlich gewandt in allen Leibesübungen war; mit besonderer Vorliebe gab ich mich der Fechtkunst hin; meine Gesellschafter erzählten mir beständig von einem Fechtmeister, Namens Louiset, auch Belle Point genannt, dessen Stunden von allen reichen und geschäftslosen jungen Leuten der Stadt besucht wurden, und dem man viel Talent zuerkannte. Kaum hatte ich das Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen, geäußert, so führten mich meine Freunde zu ihm.

Loiset Belle Point war Fechtmeister im vollsten Sinne des Worts, er sprach von nichts als Terzen, Quarten und Stößen. Er war schwatzhaft und liebte

den Trunk, trotz dem war er eben so schlau, wie ein Affe und auf das Geld erpicht, (er trank nur Wein, den Andere für ihn bezahlten), und scheute kein Mittel, sich dasselbe zu verschaffen. Louiset nahm den jungen Grafen von Pourrières sehr freundlich auf; er lehrte mich alle Kunstgriffe seiner Kunst, und schon nach wenigen Wochen war ich der beständige Tischgenosse und innigste Freund des Fechtmeisters.

Ich versichere Ihnen, daß weder meine Leidenschaft für die Fechtkunst, noch die Lust an den faden Gesprächen des Fechtmeisters mich zu diesem hinzogen.

Ich hatte seine Tochter gesehen und mich leidenschaflich in sie verliebt.

Mamsell Jazetta Louiset war in der That ein sehr hübsches Mädchen; sie hatte eine jener geistreichen und pikanten Physiognomien, die gleich im ersten Augenblicke gefallen, ein schönes, wunderbar schwarzes Auge und eben solches Haar; Füße und Hände waren von vollendeter aristokratischer Form; sie war mit einem Worte das herrlichste Geschöpf, das man sich nur denken kann, heiter, lebhaft, stets bereit, die schönsten Arien unserer fröhlichen Provence zu singen, und kaum achtzehn Jahre alt.

Jazetta war von einer Schwester ihrer Mutter erzogen worden, die eben so häßlich und widerlich unangenehm, als ihre Nichte hübsch und liebenswürdig war; dieses Weib stammte aus Italien. Louisets Freunde sprachen unter sich (der Fechtmeister war ein falscher Spieler), daß sie in ihrer Vaterstadt Genua das elendeste Handwerk getrieben, und sich, um den Nachstellun-

gen der Justiz zu entgehen, nach Marseille geflüchtet hätte. Mag dies nun eine Verleumdung gewesen sein oder nicht, so bleibt doch so viel gewiß, daß dieses Weib das unmoralischste aller Geschöpfe war; sie hatte ihrer Nichte die abscheulichsten Grundsätze beigebracht; in Folge ihrer Lehren war Jazetta im siebzehnten Jahre so schlecht, wie es in der Regel nur ein abgelebtes, durchtriebenes Frauenzimmer von dreißig Jahren ist. Was ich Ihnen hier sagte, habe ich erst später erfahren; ich sah damals die Dinge durch ein Prisma, das wir Alle in unserem zwanzigsten Jahre vor den Augen haben. Ich liebte Jazetta, wie man nur ein Mal in seinem Leben zu lieben vermag; ich liebte sie, obgleich sie arm war, meine Liebe würde sie reich gemacht haben; ich glaubte, sie sei wie ich, und es war wirklich schwer, zu glauben, daß ein so rosiger, frischer Mund so lügnerische Betheuerungen aussprechen könnte, und daß diese junge Brust nur einen alten, vertrockneten Schwamm anstatt des Herzens enthielt.

Louiset, seine Tochter und die alte Genueserin plünderten mich gemeinschaftlich, Jazetta wünschte durch eine glänzende Toilette ihre Reize zu erhöhen; sie wollte, sagte sie, immer schön sein, um mir stets zu gefallen. Ich fand dies ganz natürlich und überließ ihr sogar selbst die Wahl der Gegenstände ihres Schmuckes unter den reichsten Geweben und elegantesten Bijouterien. Ich borgte Louiset, dessen Gewogenheit ich erhalten wollte, Geld, und die Tante, welche meine Absichten auf ihre Nichte begünstigte, und die mir damals als ein höchst achtenswerthes Frauenzimmer erschien, erfand jeden Tag ein neues Mittel, meinen Geldbeutel zu leeren.

Meine arme Börse war in Folge dieser Auspressungen sehr abgezehrt worden; ich hatte meiner neuen Freundin Alles hingegeben, was ich nur besaß; mein Erzieher, der kein Geld mehr hatte, wagte keines von meinem Vater zu fordern; es war auch in der That eine schwierige Aufgabe, vor ihm die totale Verschwendung der beträchtlichen Summen Geldes zu rechtfertigen, die er uns bei unserer Abreise von Pourrières gegeben hatte. Jazetta, die seit mehren Tagen einen Gegenstand von ansehnlichem Werthe von mir verlangte, den ich ihr nicht zu geben vermochte, schmollte mit mir; Louiset, der einen Wechsel bezahlen sollte, (er hatte es mir wenigstens gesagt), schnauzte mich an; die Tante hatte Bedenklichkeiten, ich war in Verzweiflung.

An einem Morgen war ich, in Folge eines unbedeutenden Zwistes mit Jazetta, noch verdrießlicher als gewöhnlich; Louiset, der zu viel Wein getrunken zu haben schien, kam auf mich zu. „Sein Sie doch nicht so niedergeschlagen,“ sagte er; „man muß ertragen, was nicht zu ändern ist; machen Sie es, wie ich, ich werde nächstens in's Gefängniß gebracht werden .....“

„Armer Louiset“ sagte ich zu dem Fechtmeister, der mich auf's Neue zu ködern suchte, ohne ihm Zeit zur Beendigung seiner Rede zu lassen, „wenn ich Herr meines Vermögens wäre, sollten Sie nicht in's Gefängniß gehen.“

„Ich weiß wohl, ich weiß wohl,“ antwortete Louiset; „wenn Sie indeß nur deshalb betrübt sind, weil Sie kein Geld haben, warum suchen Sie nicht sich welches zu verschaffen?“

„Und welche Mittel soll ich denn anwenden? Meinen Vater darum angehen? der wird mir keins geben; ich habe von allen meinen Freunden geliehen .....“

„Wenn ich der Graf von Pourrières wäre, so würde ich meinen Namen an den Rande eines gestempelten Papiers schreiben, und zu Josua gehen, der mir mit vielem Vergnügen gefällig wäre.“

„Glauben Sie wirklich, daß dieser Jude ......“

Josua's Geschäft ist, jungen Leuten aus anständigen Häusern, die sich in augenblicklicher Verlegenheit befinden, gefällig zu sein.

Louiset's Worte waren nicht vergebens gesprochen, er führte mich noch an demselben Tage zu dem Juden Josua, der mir eine ziemlich ansehnliche Summe, für 5 Procent Zinsen monatlich, leihen wollte.

Als ich diese Summe in der Tasche hatte, wurde Jazetta wieder liebenswürdig, Louiset, dessen wirkliche oder vorgebliche Schulden ich bezahlte, zeigte mir eine Sekunde, die er noch Keinem gezeigt hatte, die Tante hatte keine Bedenklichkeiten mehr. Es ging also Alles eine Zeit lang nach meinem Wunsche. Doch als meine Börse wiederum leer wurde, umgaben mich wieder mürrische Gesichter. Ich stattete dem Juden abermals einen Besuch ab.

Wie Sie wohl denken können, vernachlässigte ich zu Gunsten der Liebe, die ich empfand, meine Großvettern gänzlich, ich war häufiger auf dem Fechtsaal Louiset's als in dem Salon meines Onkels; sie fragten meinen Erzieher, der ihnen nur die herrliche Antwort zu geben vermochte, daß er Nichts wüßte; sie machten mir Vor=

würfe, und ich versprach ihnen, um Frieden zu haben, Alles zu thun, was man von mir verlangen würde.

Das beste Mittel für mich, Jazetta zu vergessen, war, Marseille zu verlassen, was denn auch beschlossen wurde; als jedoch der Augenblick für den Beginn meiner Reise durch Europa herankam, weigerte ich mich entschieden, abzureisen; meine Onkels, die keinen solchen Widerstand erwarteten, ereiferten sich, ich ließ sie ablaufen; und da ich nunmehr keine Rücksichten zu nehmen hatte, so ergab ich mich ohne Bedenklichkeiten allen Ausschweifungen. Louiset's Freunde wurden die meinigen, man sah mich überall mit ihnen, auf den Kaffehäusern, im Theater, auf der Promenade; meine Verbindung mit Jazetta hatte öffentliches Aufsehen erregt. Alle anständigen Leute waren unwillig darüber, den Liebhaber, den Vater und die Tochter beisammen anzutreffen; ein derartiger Zustand konnte nicht länger geduldet werden; mein Vater, der davon benachrichtigt worden war, und der heftig erkrankt, das Bett hüten mußte, suchte einen Befehl zu erwirken, mich auf einige Zeit in ein Correctionshaus einzusperren; dieser Befehl würde ohne Zweifel ausgeführt worden sein, hätte nicht Josua auf eine mir unbekannte Weise Nachricht davon erhalten und mir die Mittel zur Reise nach Italien gegeben.

Louiset, dem ich eine runde schöne Summe hinzählte, erlaubte mir gern, seine Tochter mitnehmen zu dürfen, von der ich mich durchaus nicht trennen wollte. Er forderte mir allerdings das Versprechen ab, sie

ihm wieder zurück zu bringen, und sie unmittelbar nach dem Tode meines Vaters zu heirathen.

Jazetta, der es ganz recht war, in der Welt umherzureisen, folgte mir mit Vergnügen, an Geld fehlte es mir nicht; wir bereisten nach und nach Italien und die Schweiz.

Wir streiften ungefähr zwei Jahre in der Welt umher, verweilten an Orten, wo es uns gefiel, setzten unsere Reise fort, sobald als wir die erste Langeweile empfanden. Da fühlte sich Jazetta Mutter.

Diese Nachricht machte mir unendlich viel Freude, ich liebte meine Jazetta so leidenschaftlich, daß wenn ich nicht den unbeugsamen Charakter meines Vaters gekannt hätte, ich mich mit ihr ihm zu Füßen geworfen hätte, um sie mir von ihm zur Gattin zu erbitten.

Wir befanden uns in Basel, als Jazetta mir die Aussicht auf Vaterfreuden gab, wir reiseten noch einige Monate, und blieben in Genf, als ihre Niederkunft herannahte, wo sie glücklich von einem Knaben entbunden wurde, den ich anerkannte und ihm den Namen Felix gab.

Ich übergab dieses Kind einer ehrenwerthen Frau, die mir von achtbaren Personen empfohlen worden war. Diese Frau übernahm seine sorgfältige Erziehung und die Pflicht, es unmittelbar nach dem vierten Jahre in eine Pensionsanstalt zu bringen.

Ich habe mich seitdem unaufhörlich mit meinem Sohne beschäftigt, der gegenwärtig fünfzehn Jahre alt ist, und die Person, der ich seine Erziehung anvertraute, ertheilt mir zu Ende jedes Jahres eine genaue Nachricht von Allem, was ihn betrifft.

Josua kannte besser, als irgend Jemand, das Vermögen, das mir nach dem Tode meines Vaters zufallen sollte, daher er auch reichlich meine Bedürfnisse lieferte; doch mit den Jahren an Erfahrung reicher geworden, hatte ich unsere Geschäftsverbindung dahin geändert, von ihm nur auf 1 Procent monatlich zu leihen; ich verschrieb ihm für 12000 Fr. die er mir kontraktmäßig geben mußte 15000 Fr., die mit 5% verzinst und unmittelbar nach meines Vaters Tode ausgezahlt werden sollten.

Ich hatte während der Unpäßlichkeit Jazetta's, die nach ihrer Entbindung eingetreten war, mit einem jungen Engländer, der mit uns in einem Gasthause wohnte, ein Freundschaftsbündniß geschlossen; dieser Mensch entführte meine Geliebte, die er, wie ich glaube, nach Calcutta oder nach Madras gebracht hat.

Man liebt in seinem Leben nur ein Mal ganz, und wenn wir, meine Herren, im zwanzigsten Jahre das Wesen finden, das uns dieses Gefühl einflößt, dessen Andenken wir stets bewahren müssen, so erscheinen uns die Eindrücke, welche allen Ereignissen im Leben folgen, weit schrecklicher. Ich hätte ohne Zweifel, nachdem ich die Flucht Jazetta's erfuhr, mir sagen müssen, daß ihre Aufführung sie der Liebe unwerth machte, die ich für sie empfand, und sie vergessen sollen; aber thut man immer das, was man thun müßte? Ich muß gestehen, daß ich nur ein Bedauern empfand, sie verloren zu haben, und ich glaube, daß wenn sie in diesem Augenblicke hier wäre und mich um Verzeihung bäte, ich glaube, daß ich alles Vergangene vergessen würde.

„Ich weiß nicht," sagte in diesem Augenblicke von Pourrières, indem er seine dem Salvador und Roman mitgetheilte Erzählung unterbrach, „ob ich Ihnen die Ereignisse meines Lebens bis zu dem Momente unseres Zusammentreffens erzählen darf?

„Und weshalb wollten Sie bei einer so schönen Stelle stehen bleiben?" antwortete Roman, indem er diese Worte mit einem provencalen Lieblingsschwur begleitete, der ein Lächeln auf den Lippen des Grafen hervorrief, „Ihre Erzählung hat großes Interesse für uns, nicht wahr Salvador?"

Salvador machte ein bejahendes Zeichen.

„Ich fürchte nur, daß der Verlauf meiner Erzählung mir Ihre Achtung entziehen möchte, die Sie natürlich einem Landsmanne zu schenken geneigt sind."

„Fürchten Sie nichts," sagte Salvador, „wir sind nachsichtig."

„Und wir trinken auf Ihr Wohl, Herr Graf," setzte Roman hinzu.

„Der Kummer, den ich empfand, als ich mich von Jazetta verlassen sah, verursachte mir eine sehr heftige Krankheit, die mehre Monate dauerte; ich war fast dem Tode nah, den ich, Sie werden es leicht glauben, mit vielem Gleichmuthe herannahen sah; doch endlich siegte die Jugend über das Uebel, und ich genas wieder."

„Um meinen Kummer zu zerstreuen, reiste ich in die Bäder von Baden; ich wurde dort mit einem jungen Manne bekannt, der sich Herzog von Modena nennen ließ."

„Ich

„Ich kenne diesen Mann,“ sagte Roman, „sein wahrer Name ist Roquetti.“

„Ganz recht,“ antwortete von Pourrières.

„Der Herzog von Modena besaß unter andern Eigenschaften die eines falschen Spielers; nachdem er mir all’ mein Geld abgenommen hatte, glaubte er mir keinen bessern Freundschaftsdienst erweisen zu können, als mich mit Allem bekannt zu machen, was er wußte.“

„Er hatte keine Ursache, mit seinem Zögling unzufrieden zu sein, der nach einigen Stunden stark genug war, mit seinem Lehrer in die Schranken zu treten; ich wollte indeß keinen Gebrauch von meinen Talenten machen, was ich auch dem Herzog von Modena sagte. — „Lassen Sie es gut sein,“ antwortete er mir, „wenn Sie jemals in den Fall kommen sollten, besiegt zu werden, so werden Sie sich nicht zu Boden werfen lassen, ohne sich der Waffen zu bedienen, in deren Besitz Sie sind;“ Roquetti hatte recht.

„Aber,“ sagte Roman, indem er von Pourrières nochmals unterbrach, „Sie ließen sich doch eben erst von jenem Schankwirthe mit dem grauen Schnurrbart gehörig rupfen.“

„Ich wollte ihn muthig machen, eine beträchtliche Summe gegen mich zu verspielen, um ihn durch seine eigenen Sünden zu strafen.“

„Ich sehe jetzt, daß ich Ihre Combinationen gestört habe.“

„Seien Sie versichert, mein lieber Landsmann, daß ich Ihre Handlungsweise zu schätzen weiß.“

„Ich hatte, nach einer fünfzehnjährigen Entfernung

von dem Schlosse Pourrières, auch nicht ein einziges Mal an meinen Vater geschrieben; Roquetti, der lange mein Reisegefährte gewesen war, verließ mich, als er endlich meines liederlichen Lebens überdrüssig wurde; ich faßte Muth, an meinen Vater zu schreiben, um seine Nachsicht, die Verzeihung meiner Fehler und das Vergessen alles Vergangenen anzuflehen, als ich in Brüssel, woselbst ich mich seit einiger Zeit aufhielt, einen Brief von Josua erhielt, worin er mir mittheilte, daß mein Vater todt sei, und daß ich ungesäumt zurückkehren müsse, um das mir zugefallene Erbe in Besitz zu nehmen; der Jude schickte mir 20,000 Fr. zu meiner Reise und um mich gleichzeitig in den Stand zu setzen, eine anständige Figur bei der Ankunft in meinem Lande zu machen; auch schrieb er mir, daß die Cholera meine Onkels fortgerafft habe, und daß ich nunmehr der einzige und letzte Sprößling der alten Familie von Pourrières sei."

„Ich verließ Brüssel sofort und blieb in Paris, ich hatte die Absicht, einige Monate in dieser Stadt, die ich niemals gesehen hatte, zu verweilen, bevor ich mich von der Welt zurückzöge; ich bin nun beinahe zwei Monate in Paris und werde diese Stadt in einigen Tagen ohne das geringste Leidwesen verlassen; wenn Sie jemals nach Trets zurückkommen, so steigen Sie auf Ihrer Durchreise im Schlosse von Pourrières ab, Sie werden mich dort das Leben eines Landedelmanns führen und mit der Erziehung meines Sohnes mich beschäftigen sehen, der einst an meine Stelle treten, und wie ich zu hoffen wage, besser, vernünftiger und glücklicher werden soll, als sein Vater."

„Ich bin es müde, in der Welt umher zu laufen; ich habe England, die Schweiz, Italien, Holland, Spanien und Portugal gesehen, und überall dieselben Mängel und dieselben Verkehrtheiten angetroffen. Für den neblichten Himmel des alten Englands, mit seinen Schiffen, seinen Docks und seinem Tunnel, für die Gletscher der Schweiz, mit ihrer so gerühmten Gastfreundschaft und mit den bäuerlichen Tugenden der helvetischen Bauern, für die Lazzaroni's Neapels, für die Marmorpalläste von Florenz, die Gondeln und die venezianischen Barcarolen, für die Straßenräuber Roms und die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt, für die holländischen Kanäle und Tulpen, für die Revolutionen und die portugiesischen Orangen, wähle ich jetzt lieber den blauen Himmel und die Oliven unserer Provence.“

„Ich gebe in einigen Tagen allen Personen, deren Bekanntschaft ich während meines Aufenthaltes in Paris gemacht habe, ein großes Abschiedsdiner; wollen Sie dabei sein, so soll es mir Vergnügen machen, und wenn Sie Beobachter sind, werden Sie ziemlich merkwürdige Physiognomien zu studiren Gelegenheit haben.“

Der Abend war bereits ziemlich vorgerückt, als sie das Zimmer verließen, wo sie zu Mittag gegessen hatten. Da der Marquis erklärt hatte, sich sofort nach Hause begeben zu wollen, so begleiteten ihn seine neuen Freunde bis auf das Zimmer, das er allein in einem ziemlich hübschen Hause in der Rue Joubert bewohnte, und verließen ihn erst, als er sich zu Bette gelegt und ihnen eine Zusammenkunft für den nächsten Tag bestimmt hatte.

„Das kann uns von Nutzen sein," sagte Salvador zu Roman, als sie auf der Straße waren, indem er ihm ein Stück gelbes Wachs reichte.

„Ah! Du hast einen Abdruck genommen, das ist sehr gut; doch wir werden, wie ich glaube, nicht nöthig haben, uns desselben zu bedienen, ich habe eine Idee, die ich Dir später mittheilen will."

Roman und Salvador waren eben in dem Zimmer des bescheidenen Gasthauses angekommen, das der schlechte Zustand ihrer Börse sie zu wählen genöthigt hatte. Salvador hatte, während er eine Cigarre anrauchte, einen Stuhl genommen, um sich einige Augenblicke auszuruhen. Roman, der stehen geblieben war, nahm die Mütze ab und machte seinem Gefährten, der ihn mit Staunen betrachtete, mehre tiefe und respektvolle Verbeugungen.

„Ich nehme mir die Ehre," sagte er zu ihm, „dem Herrn Marquis von Pourrières meine Ehrfurcht zu bezeugen, und bitte ihn, meine höchst aufrichtige Condolenz gewogentlichst annehmen zu wollen."

Ein Blitz strahlte in den Augen Salvadors; er hatte seinen Meister errathen.

„Wann soll dein Plan ausgeführt werden?" fragte er ihn.

„Ich muß ihn reifen lassen und eine günstige Gelegenheit abwarten; doch das wird leicht sein."

Salvador fiel seinem würdigen Cameraden um den Hals, und drückte ihn lange an seine Brust. „Das ist herrlich, setzte er hinzu; das ist prächtig, mein Freund Roman! du bist ein großer Mann!

X.

Einige Portraits.

enn patriotische Deputirte bei Tische die Mittel suchen wollen, Frankreich seinen Einfluß in Europa wieder zu geben, wenn Gelehrte während des Nachtisches sich gegenseitig Weihrauch streuen wollen, wenn ehemalige Eleven des Collegiums von Sainte-Barbe, beim Beginne eines neuen Schuljahres, beim Anstoßen mit den Gläsern von den schönen Tagen ihrer Jugend sprechen, wenn Menschenfreunde über die Mittel berathen wollen, das Elend des Volks zu mildern, dann ist der Versammlungsort beim Restaurateur Lemardelay. Dieser würdige Nachfolger von Balaine und Lejay besitzt in der That ein Monopol für die Bankets, welche um einen Tisch eine große Anzahl Gäste vereinigen sollen.

Das Fest, welches der Marquis Alexis von Pourrierès allen seinen pariser Bekannten gab, an welchem auch Salvador und Roman Theil nehmen sollten, wurde bei diesem schätzenswerthen Küchenkünstler mehre Tage vorher bestellt und sollte, wie angesagt wurde, nichts zu wünschen lassen.

Am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde, wurde im neuen, elegant decorirten und durch eine be-

deutende Anzahl parfümirter Kerzen erleuchteten Saal gedeckt. Brillat, Savarin, Grimod, de la Reynière, Berchoux, d'Aigrefeuille, so wie alle gastronomische Gelehrten behaupten, und wir sind ganz ihrer Ansicht, ein feines Gastmahl könne nur bei Beleuchtung recht schmecken.

Der Tisch war mit damassirtem Linnenzeuge von blendender Weiße bedeckt, prächtige Krystall- und Porzellan-Gefäße warfen tausend leuchtende Strahlen ringsumher. Blumenbehälter aus vergoldeter Bronce, wahrhafte Meisterstücke aus Denières Ateliers, waren mit den seltensten ausländischen Blumen besetzt; die Weine wurden in Behältern, die mit Eis angefüllt waren, kühl gehalten. Der Herr und seine Gehülfen, der Oberkellner und die anderen Kellner waren auf ihren Posten. Die Gäste konnten jeden Augenblick ankommen. Alles war zu ihrem Empfange bereit.

Von Pourrierès, welcher das Amt, seine Gäste zu empfangen, nicht an Lamardelay überlassen wollte, kam zuerst. Salvador und Roman folgten ihm auf dem Fuße. Er ging seinen neuen Freunden rasch entgegen und drückte ihnen die Hand.

Anfangs hatte von Pourrierès nur eine kleine Anzahl seiner Freunde bei sich sehen wollen. Jeder von diesen aber hatte, als es ruchbar wurde, daß er dieses Fest nur gab, um feierlich von der Gesellschaft Abschied zu nehmen, in welcher er bisher gelebt hatte, noch einen Freund mitbringen wollen. Dann hatte man auch noch die Bemerkung gemacht, daß kein Fest vollkommen sei, das nicht durch die Anwesenheit einiger schönen Frauen

verschönt würde. So hatte sich die Zahl der Gäste unmerklich vermehrt, und der Tisch, der Anfangs in einem Saale mittlerer Größe gedeckt werden sollte, dehnte sich nun majestätisch im Viereck, im größten und prächtigsten der Säle Lamardelays aus.

Salvador und Roman bewunderten den Luxus und die Anordnung auf der Tafel, die nichts zu wünschen ließ und machten dem Gastgeber Complimente, die ihm zu schmeicheln schienen. Endlich kamen die pünktlichsten der Gäste. Es waren alte und junge. Viele trugen im Knopfloch das bedeutende Zeichen des Ordens der Ehrenlegion. Salvador bemerkte einen jungen Mann von ungewöhnlich schlankem Wuchse darunter, der ein reizendes Gesicht hatte, auf welchem sich jedoch ein Stolz ausdrückte, der Alles mit Verachtung ansah. Wer ist — fragte er den Marquis — dieser junge Mann, der Sie nur leichthin gegrüßt hat, und welchem alle hier Anwesenden zu huldigen scheinen.

Dieser junge Mann — versetzte von Pourrierès mit einem leichten Lächeln — ist eine der sonderbarsten Erscheinungen der pariser Gesellschaft; man kennt weder seine Ämter noch seine Besitzthümer in der Stadt oder auf dem Lande, noch seine Anstellung oder Pension; er ist weder Künstler, noch Kaufmann, noch Schriftsteller; doch giebt er unter den ausgezeichnetsten Lions der Hauptstadt den Ton an, und hat seinen Platz in der untersten Loge, er verändert oft seine Equipage und seine Pferde, er spielt und verliert, ohne nur eine Miene zu verziehen, bedeutende Summen, und bewohnt eins der angenehmsten Hotels des neuen Quartiers de L'Europe, und wenn

er ausgeht, frägt er seinen Kammerdiener, ob er ihm Gold in die Tasche gethan, und der Kammerdiener antwortet immer: ja. Vor dem Vicomte Achilles von Lussan springen daher die Thüren der nobelsten Häuser auf, er gehört zu allen Clubbs der guten Gesellschaft, zu allen philantropischen Vereinen, die schönsten und liebenswürdigsten Herzoginnen sind in ihn verliebt, und wenn sie es wagten, würden sie sein Herz der Tänzerin streitig machen, die er unterhält, einem allerliebsten Wesen, die uns vielleicht die Ehre erweisen wird, an unserm Banket Theil zu nehmen.

Dieser Herr von Lussan — sagte Roman — scheint ein kecker Bursche zu sein.

Darin irren Sie nicht — versetzte von Pourrierès — er gebraucht die Waffen, die er von der Natur empfangen, mit derselben Gewandtheit, wie den Degen, welchen er von seinen edlen Vorfahren geerbt. Er hat bereits einige Neugierige getödtet, welche der Quelle seines Vermögens nachspüren wollten. Deshalb hat man jetzt unbegrenzten Respect vor ihm.

Während der Zeit, welche dieses kurze Gespräch gedauert, waren mehre neue Gäste angekommen, und nachdem sie den Gastgeber begrüßt hatten, bildeten sie mehre Gruppen, die sich mit Gesprächen die Zeit vertrieben, bis man sich zu Tische setzen würde.

Von Pourrirès setzte sein mit Roman begonnenes Gespräch fort.

Wollten — sagte er — alle diese Leute aufrichtig ihre Lebensgeschichte erzählen, sie würden merkwürdige Bekenntnisse hören und in einer Stunde mehr Dinge

erfahren, als sie in zehn Jahren aus allen den geheimnißvollen Romanen herauslesen können, die man seit einiger Zeit fabricirt. Glauben Sie, es giebt in den Falten des Herzens böse Leidenschaften, gemeine Laster, welche nur das Auge Gottes allein sieht, und die niemals die Romanschreiber in ihren Werken schildern werden.

O! O! Herr Marquis, Sie predigen ja zum Entzücken — sagte Salvador, dem das Gespräch, welches von Pourrierès eben begonnen, nur sehr wenig zusagte.

Sie haben recht; der Moment ist für moralische Betrachtungen schlecht gewählt, da wir hier sind, um uns zu amüsiren, so wollen wir uns amüsiren; doch vermeiden Sie es, mich bei meinem rechten Namen zu nennen. Alle hier Anwesenden kennen mich nur unter dem Namen Courtivon.

Roman warf einen vielsagenden Blick Salvador zu.

In der Voraussetzung, daß es uns erlaubt sei, an dem Feste Theil zu nehmen — sagte er zu dem Marquis — machen Sie uns, wenigstens so viel es möglich, auch mit den übrigen Gästen bekannt.

Mit Vergnügen. Dieser kleine Mann, der sich von Preval nennt, ist ein Satellit, der um den Stern von Lussan herumkreist; da man aber die Mittel, die er anwendet, um den Luxus aufzubringen, in welchem er lebt, etwas genauer kennt, so läßt man ihm die Achtung nicht zu Theil werden, welche man dem Vicomte von Lussan nicht versagt. Die Frauen, die sich durch die schöne Figur, die liebenswürdigen Manieren und die

sentimentalen Tiraden des Herrn von Preval verführen lassen, seien es nun Herzoginnen, Schauspielerinnen, oder unterhaltene Frauen, sind die Quellen, die er ausbeutet. Eine alte russische Prinzessin bezahlt seinen Tilbury, eine Schauspielerin seine Wohnung, ein unterhaltenes Mädchen giebt ihm sein Taschengeld. Auch ist Herr von Preval, um den Wechselfällen seiner Stellung zuvorzukommen und an seinen Bogen noch eine zweite Sehne zu spannen, wie es heißt, im Spiele nur zu glücklich.

Dieser Mann, der etwa sechszig Jahre alt zu sein scheint, ein so ehrwürdiges Aussehen hat und in seinem Knopfloch das Kreuz der Ehrenlegion trägt, ist ein Adler auf der Gerichtsbank und ein Haupthahn der Deputirten-Kammer. Der selige St. Yves, Advokat und kein Spitzbube, welch Wunder! wurde heilig gesprochen, obgleich er Advokat war; das ist vielleicht bis jetzt der Einzige seines Standes, der in das himmlische Reich eingelassen wurde, und deshalb ist wohl auch die himmlische Glückseligkeit so groß; denn wäre noch ein zweiter Advocat im Himmel, der ewige Vater könnte sein Regiment nicht mit Ruhe zu Ende führen.

Wie dem auch sei, ich will Ihnen eine kleine erbauliche Anekdote erzählen, welche diesen deputirten Advocaten betrifft, der wohl, früher oder später, dem heiligen Yeves an die Seite gesetzt werden und seinem würdigen Patron einen Theil von dessen himmlischer Praxis wegnehmen könnte.

Hören Sie. Um mich verständlicher zu machen, werde ich, mit ihrer Erlaubniß, die Form des Dialogs annehmen. Ich bitte zu bemerken, daß die Scene in

dem Kabinet des bewußten Advocaten spielt, welches Kabinet mit allem erdenklichen Luxus möblirt ist. Der Advocat sitzt vor einem Schreibtisch der modernsten Art, er ist mit einem prachtvollen geblümten Schlafrock angethan, und seine Füße sind mit orientalischen Schuhen aus rothem Maroquin bekleidet. Eine Dame, die schon in den Jahren der Abnahme, aber äußerst elegant angezogen ist, tritt eben ein und richtet die Worte an ihn:

Ei, guten Tag, lieber Meister; was machen die fünf Codices und deren ehrwürdige Commentatoren?

Nach diesen Worten nahm sie Platz.

Ach, schöne Frau — sagte der Advocat — meine ganze Rechtsweisheit liegt Ihnen zu Füßen. Auf Ehre, Sie werden alle Tage schöner.

Immer galant, lieber Meister, doch heute müssen wir die Liebessachen bei Seite schieben, eine ernste Angelegenheit führt mich zu Ihnen.

Um was handelt es sich? ich bin ganz Ohr.

Ich muß die Sache etwas weit ausholen, entschuldigen Sie, wenn Sie mich geschwätzig finden; es ist ein wenig der Fehler meines Geschlechts.

Sie werden sich, theurer Meister, der ewig beweinenswerthen Epoche von 1814 erinnern, da ein Schwarm von Barbaren sich über Frankreich warf und es erdrückte. In ihrem Gefolge brachten sie jenen berühmten König zurück, der durch eine Redefigur, die bis heutigen Tages noch Keinem recht klar geworden, uns an einem schönen Tage einredete, unsere Feinde wären unsere besten Freunde.

Ach, Madame, sagte der Advocat und seufzte tief

auf — welche Erinnerungen rufen Sie in mir wach; wenn ich an die Leiden meines Vaterlandes denke, gehen meine Augen in Thränen über.

Das ist leicht begreiflich, dachte die Dame, er ist ein so großer Patriot, ich hätte sein gefühlvolles Herz nicht auf eine so harte Probe stellen sollen. Erlauben Sie mir nun fortzufahren — sagte sie, nachdem sie diese Gedanken gehabt.

Unter dieser Schaar der Barbaren, von denen ich eben sprach, befand sich auch ein russischer Herr, ein wahrer ungelenkter Bär, der aber diesen geringen Fehler durch eine Anzahl von Rubeln bedeckte. Von dem Tage seiner Ankunft in Paris an, wollte er sich mit den französischen Sitten vertraut machen und hatte daher nöthig, den alten Adam abzulegen. Nachdem er sich mit den Erfordernissen der Toilette versorgt hattte, dachte er an jene liebenswürdigen Nichtse, welche von den Philosophen so gering angeschlagen werden, in die jedoch die jungen Frauen vernarrt sind. Ich spreche von den Edelsteinen.

Jetzt, mein theurer Meister, ist die Reihe an mich gekommen, mein gefühlvolles Herz auf eine sehr harte Probe zu stellen, nur noch die Erinnerung an jene Unglücksfälle rührt mich zu Thränen, und ich liebte meinen Mann so inniglich!

Sie erinnern sich gewiß noch daran, daß ich Juwelenhändlerin im Palais royal war; der Barbar kam, er sah mich und siegte. Wenige Monate später gehörte ich dem Barbaren an. Durch ein Abkommen zwischen meinem Manne und dem Barbaren wurde ich dem Letz-

tern angeeignet. Ach! er benutzte sein Eigenthum, wie eine Sache, die ihm gehörte.

Nun ist es bekannt, was gewöhnlich die Folge ähnlicher Fälle ist; Sie haben es errathen, daß ich Mutter wurde. —

Der Barbar hatte Gemüth. Er wollte meine Treue würdig belohnen. Er ließ in seiner Todesstunde einen Notar rufen, und in einem völlig rechtmäßigen Testamente vermachte er der Frucht unserer Liebe einen beträchtlichen Theil seiner Millionen.

Kurze Zeit darauf starb der gute Mann. Gott habe ihn selig! —

Amen! Ach, schöne Frau, wie sehr hat mich diese Erzählung gerührt, und welches Mitleid fühle ich mit Ihren Schmerzen!

Genug davon. Wir haben an andere Dinge zu denken. Es handelt sich jetzt darum, den Nachlaß meines Sohnes aus dem verborgenen Schatze vorzuziehen. Aber diese Erbschaft ist in Rußland, und Kaiser Nikolaus läßt nicht gern die Millionen über die Grenze seines Reiches hinaus. Nur ein Advocat von Ihren Verdiensten kann die Schwierigkeiten heben, welche sich entgegenstellen werden. Können Sie dieses Geschäft übernehmen?

Wie! nach Rußland reisen?

Ja, nach Rußland.

Ei! das ist sehr weit! Und was soll inzwischen aus dem Vaterland und meinem Kabinet werden?

Das ist meine Sache nicht. Wenn ich Ihnen aber ein so bedeutendes Honorar zahle, als Ihnen Ihr Ka-

binet in der Zeit Ihrer Abwesenheit eintragen möchte, würden Sie um diesen Preis wohl meine Angelegenheit übernehmen?

Schöne Frau, Sie wissen längst, daß ich Ihnen nichts abschlagen kann.

Wohlan! So lassen Sie hören, was Sie für dieses Geschäft und die dazu erforderliche Reise verlangen?

Ach, Madam, wozu diese Frage? Bin ich denn so sehr auf Geld! Aber was soll während meiner Abwesenheit aus Frankreich werden! O mein armes Vaterland!

Die Dame dachte, einen solchen Patrioten für das Opfer würdig entschädigen zu müssen, das er brachte, wenn er für sie außer Landes ginge.

Wohlan! theurer Meister — sagte sie — sind 25,000 Franken hinreichend?

Was bieten Sie mir? O Frankreich! Was soll aus dir werden?

Ich glaube doch, daß 25,000 Franken — — —

Kurz der Advocat schlug ein, und am folgenden Morgen brachte ihm die Dame die 25,000 Franken in schönen Bankbillets. Nachdem er sie zusammengepackt hatte, gab der Advocat seiner Clientin höfliches Geleit und versicherte sie, binnen acht Tagen würde er auf der Reise sein.

Allein ein Monat war bereits verstrichen, und der Advocat hatte noch nicht daran gedacht, seinen Paß zu lösen. Die Dame, die dies erfuhr, besuchte ihn und äußerte ihm ihre Verwunderung. Doch als ein Mann, der nie in Verlegenheit geräth, wußte er ihr tausend

Gründe anzugeben, die seine Verspätigung entschuldigten. Die Dame gewährte ihm einen neuen Aufschub. Auch dieser verstrich. — Neuer Besuch — neue Entschuldigungsgründe für das Zurückbleiben von Seiten des Advocaten.

Die Dame wurde endlich mißvergnügt und fragte Andere um Rath. Man sagte ihr, der Grund, daß der Advocat die Reise nicht unternähme, läge wahrscheinlich darin, daß er kein Geld hätte, abzureisen.

Da sie durch diesen Bescheid Licht erhielt, ging sie wieder zu ihrem theuren Rechtsanwalt und fragte ihn, ob vielleicht die Schuld, daß er nicht abreiste, in mißlichen Geldangelegenheiten läge. Als der Advocat von Geld sprechen hörte, verklärte sich sein Angesicht.

„Ja," sagte er, „das ist der Grund. Ich habe Wechsel, die auf mich laufen, und kann mich daher nicht eher entfernen, als bis ich sie eingelöst habe."

„Wie viel bedürfen Sie dazu? — Sprechen Sie sich offen gegen mich aus."

„Frei herausgesprochen 75,000 Franks."

„Sie sollen sie haben."

Am folgenden Tage brachte ihm die Dame wohlgezählt 75,000 Franks. Der Advocat machte zwei Scheine, den einen von 42,000 Franks, den andern von 33,000 Franks. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß diese Scheine ganz in der Ordnung waren. Da er nun so bezahlt, ihm geholfen, Alles ins Reine gebracht war, werden Sie glauben, daß unser Advocat in vier Tagen sich auf den Weg machte, um die Wünsche seiner Clientin zu erfüllen.

Weit gefehlt.

Unser Advocat ist Deputirter, er ist einer der besten Redner in der Kammer. Er kann daher nicht fort, wie ein gewöhnlicher Advocat.

Er reiste zuvörderst nach Goritz; er ließ sich dem König von Frankreich vorstellen (ein vortrefflicher König (NB. der Herzog von Bordeaux), man kommt, wie die Sachen jetzt stehen, sehr leicht bei ihm vor). Der König lud ihn zu einem Souper ein. Der Advocat wechselte darauf seine Rolle und wurde ein politischer Emissär, er nahm das Frühstück bei Heinrich V. an und dann reiste er nach Petersburg. Kaum war er dort angekommen, so zeigte eine Notiz, die er geschickt in die russischen Zeitungen einzuschmuggeln wußte, die Ankunft des brühmten Mannes an. Der Kaiser Nicolaus, der von dem Frühstück in Goritz unterrichtet war, erlaubte ihm, sich bei Hofe vorzustellen. So wurde unser Freund denn zu den Soireen, zu den Reitpartien, zu den Revuen, Paraden, Wasserpartieen, Dejeuners, Diners, kleinen Soupers und Concerten des Kaisers Nicolaus zugelassen.

Konnte ein Advocat unter solchen Verhältnissen Zeit haben, sich mit den Angelegenheiten seiner Klientin zu beschäftigen, da der Kaiser ihn für sich allein so sehr in Anspruch nahm, und ihm so viele und so angenehme Beschäftigungen gab? Es war ein unmögliches Ding! Als daher unser Held nach einem Aufenthalte von zwei bis drei Monaten in Petersburg sowohl das Geld, das er für die ihm übertragene Erbschafts-Angelegenheit, als die

auch die 75,000 Franks verschwendet hatte, reis'te er in sein Vaterland zurück.

Sie können wohl denken, daß er sich nicht beeilte, seine Klientin rufen zu lassen, um ihr Bericht von seiner Sendung zu erstatten; er wollte die Viertelstunde von Rabelais vermeiden. Die Dame wurde indeß von seiner Rückkehr benachrichtigt und nahm sich die Freiheit, ihn zu besuchen.

„Ei was! Sie sind zurück und haben mich nicht besucht?"

„Ach, Madame! welche Reise! welches Land! ich bin zu Grunde gerichtet, zerschlagen, wie gerädert!"

„Sie hatten indeß doch, wie es scheint, vor Ihrer Abreise nicht die frische Miene uud diesen Anstrich von Gesundheit."

„Ach, Madame! das ist die Wirkung des kalten Klimas, Sie können indeß glauben, daß meine Gesundheit ruinirt ist."

„Nur den Muth nicht verloren! drei Monate unsere herrliche französische Luft, und es wird Alles wieder gut."

„Ach! der abscheuliche Rheumatismus!

„Lassen Sie uns jetzt von andern Dingen reden."

„Und die Angelegenheit meines Sohnes?"

„Ach! hier, hier! hol' der Teufel das Leibweh!

„Erholen Sie sich, ich werde ein andermal wiederkommen, um mit Ihnen von diesem Gegenstande zu sprechen. Trinken Sie kaltes Wasser und halten Sie sich warm."

Die Dame kam zwanzig Mal wieder, um zu er-

fahren, was sie von der Reise nach Rußland zu hoffen habe; aber zwanzig Mal wurde dieselbe Scene wiederholt. „Ach hier! dort! meine Nerven! Au! mein Rheumatismus! O! meine Leibschmerzen!"

Indeß war die Verfallzeit der Wechsel herangekommen, der unerbittliche Kalender zeigte das verhängnißvolle Datum an.

Die Dame fand sich ein . . . Niemand zu Hause. Ihr Schuldner, der seit langer Zeit Luftschlösser baute, war nach Galizien und dann nach Notre-Dame von Atocha gewallfahrtet.

Dieser arme bedauernswerthe Mann vergaß, als er aus diesem letztern Lande zurückkehrte, sowohl die auf seine Klientin gestellten Wechsel als eine Menge anderer Verpflichtungen derselben Art; in der That ein edles Mittel für einen so guten Patrioten, seine Schulden zu tilgen *).

Dieses krüppelhafte Männchen, das in diesem Augenblicke mit dem Vicomte von Lussan plaudert, mit der grotesken Tournüre, den krummen Beinen, dem dicken Bauch, den Kopf zwischen die Schultern gezwängt, die Arme ungewöhnlich lang, das Gesicht von einem starken schwarzen Bart bedeckt, kurz, das ganze Ebenbild des Sancho Pansa, war ehemals Pfarrer eines Dörfchens in der Umgegend von Paris. Wahr ist der Spruch:

Indem er seine Seele mit Wällen umgab,
Dachte er mehr an die Scheide, als an die Klinge.

---

*) Historisch.

Dennoch affectirt der Herr Abbé jetzt, Sie können es sehen, eine stolze und ehrwürdige Haltung, er ist indeß nichts weiter, als einer von den hochmüthigen Priestern, die ein Recht zu haben glauben, überall, wo man es ihnen gestattet, die Oberherrschaft sich anzumaßen, einer von den Pfaffen ohne Verstand und Weltkenntniß, die jedes Ding nur von einer schlechten Seite beurtheilen, und die, gleichviel ob aus Dummheit oder aus Stolz, alles dem Machtgebot ihrer scheinheiligen Mummerei zu unterwerfen glauben, von den Priestern endlich, die überall ihren Kopf hineinstecken, in der bloßen Absicht, Alles schlecht zu machen, und die die Geißel aller derjenigen werden, die entweder gut oder schwach genug sind, diese unverschämten Aufwiegler zu dulden; was die Religion betrifft, so beutet sie dieser Mensch wie ein ächter Schüler des Escobar aus, und es versichern diejenigen, welche ihn ganz genau kennen, daß er niemals ein anderes Gebet verrichte, als dieeſs:

Pulchra Laverna!
Da mihi fallere, da justum sanctumque videri,
Noctem peccatis, et fraudibus objicere nubem *).
Horaz.

Bedenken Sie, daß dieser Mensch sich in große Unternehmungen gewagt, mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hat, und um sich seine Sorgen zu vertreiben, fleißig ins Gläschen guckt.

*) Schöne Laverna, gieb mir die Mittel, betrügen und doch als ein rechtschaffener Mann dastehen zu können; bedecke mit Nacht die Verbrechen und mit einer Wolke den Betrug.

Als er Pfarrer in *** war, schuldete er dem Banquier P*** bedeutende Summen, er sollte sie bezahlen oder dem Banquier wenigstens Schuldverschreibungen geben, die ihm seine Forderung sicher stellten. Bezahlen war nicht leicht, das hauptsächlichste Element fehlte, gute Schuldverschreibungen waren eine andere Schwierigkeit, denn wer hätte Bürgschaft für einen Pfarrer geleistet, dessen Vermögen nur in dem Ertrag der Pfarre bestand? Der Herr Pfarrer mußte daher, um zu seinem Zwecke zu gelangen, zu einem von jenen unerhörten Streichen, zu einem von den Streichen greifen, die Meister Luzifer seinen lieben Getreuen an die Hand giebt, um sie aus augenblicklichen Verlegenheiten zu befreien, in der Absicht, sie später dafür büßen zu lassen. Nachstehendes ist ein solcher Streich, den der Herr Pfarrer dem rechtschaffensten Manne seines Sprengels spielte, der, wie ich glaube, Herr Franz hieß.

Es war zwischen Oculi und Lätare des Jahres 18.. *). Der würdige Herr Franz präsidirte mit aller nur möglichen Grazie bei dem Mistaufladen in seinem Hühnerhofe.

Seine Erziehung und sein Vermögen erhoben ihn indeß über so gemeine Sorgen; doch durch das Beispiel des Herkules aufgemuntert, der es ehedem nicht unter seiner Würde gehalten hatte, die Ställe des Augias zu rei-

---

*) So werden die zweiten und dritten Sonntage der Fasten genannt; diese Bezeichnung kommt von dem ersten Worte des Introitus jedes Sonntags. Siehe Mathieu Laensberg, oder befrage den Küster deiner Parochie.

nigen, glaubte er, daß Alles den Ackerbau Betreffende eine ehrenvolle Sache sei.

Uebrigens war Herr Franz keiner von den ungebildeten und groben Bauern, deren Wörterbuch dem Vereine der Thiere entstammt, die sie warten. Herr Franz hatte in seiner Jugend studirt, die Anfangsgründe der lateinischen Sprache waren ihm nicht unbekannt, und wäre die Revolution nicht gekommen, so würde er jetzt Pfarrer einer Parochie oder Canonikus irgend eines großen Kapitels sein, doch durch diesen großen Hemmschuh in seinem Berufe aufgehalten, hatte er niemals über die ersten Stufen hinwegkommen können. Man nennt ihn noch heutigen Tages in dem Lande, zum Andenken an den kleinen Kragen und Ueberwurf, den er ehemals getragen hatte, den Abbé Franz, wiewohl er seit langer Zeit verheirathet und Vater einer ziemlich zahlreichen Familie ist. Er rechtfertigt übrigens den Titel Abbé durch die Sucht, gelegentlich oder ungelegentlich alle lateinischen Citate vorzubringen, die sich seinem Gedächtnisse eingeprägt haben, weshalb man auch sagt, daß er eben so gelehrt wie der Herr Pfarrer sei. Die Tagelöhner seiner Pachtung räumen ihm sogar den Vorrang ein.

Doch auf das, was ich Ihnen im Anfang sagte, zurückzukommen, Herr Franz ging hinter einem Bedienten her, welcher einen Wagen voll von sogenanntem „fimum" ins Feld fuhr, und indem er in eine sehr enge Straße einbog, begegnete er unserm Abbé, dem Pfarrer der Gemeine; dieser benutzte die Frühlingssonne, um einen Spaziergang ins Dorf zu machen, er hatte das „tricorne" auf dem Kopfe, und das Brevier in der Hand, war über-

haupt in der vollständigen Kleidung, welche die heiligen Vorschriften auf's Strengste fordern.

Herr Franz war, um mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen, eins seiner theuersten Schaafe, aber, wie die Chronik hinzufügt, besagtes Schaaf hatte sich etwas verirrt, auch hatte der Pastor zahlreiche Versuche gemacht, es zur Heerde zurückzuführen; doch in diesem Augenblick mochte er wohl andere Ansichten über sein edeles Pfarrkind haben, er zog es daher vor, ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen; indem er seine Rechte mit Feierlichkeit faßte, und ihm den Segen gab, sprach er:

„Dominus sit cum anima tua.“

Herr Franz, der, wie ich bemerkt habe, wirklich Erziehung besaß, gab schnell die Antwort, indem er zugleich sein Haupt entblößte und sich bekreuzte:

„Ave, Domine, gratias ago. Amen!“

Nachdem so die Praeliminarien zwischen dem Pfarrer und seinem Schaafe abgemacht, und beide ohne Zweifel höchst befriedigt waren, die Früchte ihrer Studien zu zeigen, fuhr der Pfarrer fort:

„Es ist lange her, lieber Herr Franz, seitdem ich zum letzten Male das Vergnügen hatte, Sie im Presbyterium zu sehen. Habe ich das Unglück gehabt, mir Ihre Unzufriedenheit zuzuziehn?“

„Keineswegs, Herr Pfarrer,“ erwiederte Herr Franz, „ich habe mir stets wegen Ihres Benehmens gegen mich Glück wünschen können. So wie die Achtung aller Ihrer Pfarrkinder, haben Sie auch die meinige; aber soll ich es Ihnen gestehen? Je näher das Osterfest herankommt, desto mehr fliehe ich das Pfarrhaus.

Es kommt mir immer so vor, als könnte ich nicht hineingehn, ohne gewisse sehr weit hinausgeschobene Rechnungen in Ordnung zu bringen ... Sie wissen ..."

„Nun sehn Sie, lieber Herr Franz, glauben Sie, daß ich auf der Straße mich mit der Religion beschäftige, und intolerant genug bin, Sie mitten in Ihren Arbeiten aufzusuchen? Das hieße, mich schlecht kennen! Wenn ich mich über die Seltenheit Ihrer Besuche beschwere, lieber Herr Franz, so geschieht es darum, weil sie ein liebenswürdiger Gesellschafter sind, und weil ich seit langer Zeit nicht das Vergnügen hatte, mit Ihnen zusammen zu kommen. Um mich zu entschädigen, sollten Sie des Morgens einmal zu mir zum Frühstück kommen; ich werde Ihnen einen alten Wein zu kosten geben, worüber sie mir Ihre Meinung sagen sollen. Doch nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht einmal mager werden. Sie wissen, die Fasten bringen nur zu viel Beschwerlichkeiten mit sich, wir müssen uns Beide dafür schadlos halten."

Herr Franz, durch eine so höfliche Einladung geschmeichelt, und außerdem überzeugt, daß der Herr Pfarrer ihn nicht über sein Glaubensbekenntniß ausfragen wolle, nahm das angebotene Frühstück ohne Widerrede an, und man kam überein, daß es am nächsten Donnerstag stattfinden sollte.

Der bestimmte Tag kam heran, Herr Franz machte große Toilette, und begab sich ins Pfarrhaus. Die Auspicien waren sehr günstig. Die Atmosphäre war aufs Angenehmste von dem Dufte des Fleisches erfüllt,

welches man für die gottesfürchtigen Bäuche unserer beiden Freunde bereitete.

Man setzt sich, die Zurichtung des Tisches ist geschmackvoll und selbst elegant; nur zwei Gedecke sind aufgelegt, jedoch befindet sich eine bedeutend größere Anzahl Weinflaschen dort. Der Pfarrer, wohl bekannt mit dem Mittel, seinen Gast in gute Laune zu versetzen, verfehlt nicht, zu ihm zu sagen, indem er auf die Flaschen deutet. „Album an atrum potas?“

„Aut interlibet, aut alternis vicibus,“ erwiedert Herr Franz. Kurz unsre Leutchen, sehr wohl mit einander zufrieden, lassen sich immer tiefer in die Sache ein. Die Flaschen folgen reißend schnell auf einander, man wird immer aufgeregter, fröhliche Gespräche sind die Folge davon; kurz, Rabelais in seinem Capitel über Tafelgespräche giebt nichts Besseres.

Der zweite Gang ist verschwunden, Herr Franz scheint durch die Verdauung ein wenig abgespannt, sein schwankender Blick hat nicht mehr sein gewöhnliches Feuer, der Herr Pfarrer, um ihm zu danken, begrüßt ihn mit einem Nunc est bibendum, pulsanda tellus pede libero!

„Dulce est desipere in loco“, fällt Herr Franz aufs pünktlichste ein.

Unsre Leutchen, die so bewiesen haben, daß sie ihren Horaz noch verstehn, trinken sich einen hübschen Rausch, man denkt an keine Farbe mehr, man trinkt wechselweise Weißen und Rothen, Rothen und Weißen, dann kommt der Kaffee mit seinen beständigen Begleitern, Kirschwasser von la Foret-Noire und Anisette von

Bordeaux; aber schon lange hatte der Pfarrer bemerkt, daß die Augen seines Gastes hin und herflimmerten, seine Beine schwankten, kurz seine Vernunft auf dem Boden der Flaschen lag. In diesem Zustande wollte er ihn haben; er selbst, jünger, stärker, abgehärteter und überhaupt mehr Herr seiner selbst, ließ keinen Augenblick merken, daß ihm die zahlreichen Gläser, die er vertilgt hatte, Ungelegenheiten machten. Uebrigens brauchte er seine ganze Geistesgegenwart, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Nachdem er sich auf's Neue davon überzeugt hatte, daß Herrn Franzens Zunge immer schwerer wurde, daß sein Auge verfinstert, seine Vernunft im Untergehn war, begann er:

„Herr Franz, bevor wir scheiden, werden Sie mir wohl, wie ich hoffe, einen kleinen Dienst erweisen.“

„Herr Pfarrer, fordern Sie, was Sie wollen, verfügen Sie über mich; bin ich denn nicht Ihr Freund?“

„O! Ich weiß es, aber es betrifft nur eine Kleinigkeit; Sie wissen doch, daß der Herr Bischof einige Auskunft von mir über den moralischen Zustand meines Sprengels, über den Elementar-Unterricht und manches Andere gefordert hat, diese Nachweisungen sind fertig, aber es fehlt noch eine Beglaubigung, sie müssen von einem der Vornehmsten unsrer Gemeine unterzeichnet sein; und wer ist zu einer solchen Angelegenheit geeigneter, als Sie, Sie, der eben mit mir latein gesprochen haben, gleich dem seligen Cicero, Sie, den Jedermann als den gebildetsten Mann des Landes kennt. Hier sind die Papiere, ich bitte, sie zu unterzeichnen.“

Nach Beendigung dieses kurzen Gesprächs legte der

Herr Pfarrer verschiedene Papier auf den Tisch. Herr Franz, noch berauscht von den schmeichelhaften Worten, die er vernommen, und von den zahlreichen Gläsern Wein, die er getrunken, ergriff eine Feder, und mit fünf Zügen schrieb er seinen Namen und umgab ihn mit dem schönsten Zuge. Der Streich war gespielt.

„Jetzt muß ich meine Amtspflichten verrichten und meine Kranken besuchen," begann darauf der Pfarrer, „leben Sie wohl, lieber Herr Franz, entschuldigen Sie, daß ich Sie so zeitig verlasse, aber Sie wissen, wie dringend unsere Pflichten sind, — besonders in der heiligen Fastenzeit. Meine achtungsvollen Empfehlungen an ihre werthe Gattin und Ihre liebenswürdige Familie"

Sie gingen als die besten Freunde der Welt von einander.

Sechs Monat später speiste unser würdiger Herr Franz in der Mitte seiner Familie und seines Hausgesindes auf echt patriarchalische Weise, selig durch das Glück Aller, welche ihn umgaben, da tritt ein Mensch mit höchst widerwärtiger Miene herein, eine von den linkischen Figuren, welche man überall als Schreckbild für Groß und Klein kannte. Dieser Anblick von übler Vorbedeutung machte, daß alle Kinnbacken in ihrem Geschäfte stockten, hätte der Blitz mitten in die Familienversammlung eingeschlagen, er hätte nicht schneller und schrecklicher wirken können.

„Was giebt's, Herr Temantbon?" sagte er. (Es war dies der Name dieser Person, ihrem Stande nach ein ehrsamer Häscher.)

„Eine Kleinigkeit, lieber Herr Franz, ich komme,

Ihnen einen kleinen eigennützigen Besuch zu machen, in der Absicht, um zwanzig Tausend Franks in Empfang zu nehmen, ungerechnet die Kosten, welche von fünf Wechseln herrühren, die der Herr Pastor Ihrer Gemeine ausgestellt, und Sie unterzeichnet haben."

„Wie? was bedeutet das? Was sagen Sie?"

„Aber," erwiederte Meister Temantbon, mit seinem süßesten Tone, „die welche mich schicken, sind nicht verrückt. Da, sehen Sie! Ist das nicht Ihre Unterschrift? Unterschrift?"

„Ach Himmel! was hab' ich gethan!" rief Herr Franz, indem ich glaubte Papiere für das Bisthum zu unterschreiben ... verflucht! Ja," sagt er endlich zu Meister Temantbon, „es ist allerdings meine Unterschrift; aber es giebt noch Gerechtigkeit in der Welt, und ich werde gerächt werden!"

Einen Monat später wurde besagter Abbé wegen Gaunereien und Mißbrauches des Vertrauens zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt. Aber Belgien ist ein gastfreundliches Land, wo man tüchtige Leute gern aufnimmt. Nach einiger Zeit begab sich der Pfarrer dahin, ihre Anzahl zu vermehren *).

Zwei Leute hatten sich, um bequemer plaudern zu können, in einen Fenster-Vorsprung zurückgezogen, der Eine ist groß, mager, seine Gesichtsfarbe gallsüchtig, seine Augen, von unbestimmtem Grau, treffen über der Nasenwurzel zusammen. Es ist Einer der Herrn Sachwalter erster Instanz der guten Stadt

*) Historisch.

Paris. Der Andre ist kurz und dick, die Augen horizontal im Kopfe, die Nase mit leichten Finnen bedeckt, es ist eins der Mitglieder der Advokaten-Korporation. Diese beiden Leute besprachen ohne Zweifel irgend eine Geschäftssache, denn sie beschäftigten sich mit nichts Anderm.

Herr Ruinard, so heißt der Sachwalter, lebte als Student der Rechte, mit einer jungen Frau zusammen, die von ihm Mutter wurde. Diese Unglückliche nahm in Uebereinstimmung mit ihrem Geliebten ein Abtreibungsmittel. Als der Student der Rechte sich verheirathete, verließ er seine Maitresse, welche sogleich eine andere Verbindung anknüpfte.

Als sie von Neuem schwanger wurde, wollte sie von dem Unterricht ihres ersten Geliebten Nutzen ziehn, und nahm daher wieder ein Abtreibungsmittel. Aber dies Mal wurde das Verbrechen entdeckt, und man brachte sie vor den Assisenhof der Seine.

Durch einen ungewöhnlichen Zufall, gehörte ihr ehemaliger Liebhaber, der Mitschuldige ihres ersten Verbrechens, zu der Jury, die über ihr Schicksal entscheiden sollte. Die Frau, wie man leicht denken kann, hütete sich wohl, von ihrem Rechte der Anklange gegen einen Mann Gebrauch zu machen, auf dessen Nachsicht sie glaubte rechnen zu können.

Als nach den Debatten die Geschworenen sich in das Berathungszimmer zurückgezogen, wurde der Advokat zuletzt zur Ablegung seiner Stimme aufgerufen; fünf Stimmen waren der Angeklagten schon günstig. Sie glauben vielleicht, auch er werde ein günstiges Votum

für die Freisprechung seiner Geliebten ablegen, Sie irren; er gesellte sich zu den Geschwornen, die gegen die Angeklagte votirt, und sie wurde zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt.“

„Oh! welch ein abscheulicher Mensch!“ riefen Salvador und Roman zugleich.

„Nach der Vorlesung des Urtheils,“ fuhr von Pourrières fort, „wurde der Advokat, als er den Gerichtshof verließ, von einem andern sehr bekannten und sehr geachteten Advokaten angeredet, der Alles wußte, was ehemals zwischen ihm und der Verurtheilten vorgegangen.

„Sie haben gewiß viel während der Debatten und den Berathungen der Jury ausgestanden?“ sagte er.

„Wie so?“ entgegnete der Advokat mit großer Ruhe; „sie war strafbar.“

„In der That, ich bewundere Ihr kaltes Blut; es fehlt nur noch, daß Sie gegen sie gestimmt hätten.“

„Und das habe ich gethan.“

„Wie? Sie haben gegen die gestimmt, die Ihre Geliebte gewesen, und nach dem, was zwischen Ihnen vorgefallen!“

„Was wollen Sie, Bester? ich war um so mehr von ihrer Straffälligkeit überzeugt, als sie während der Zeit, da sie meine Geliebte war, absichtlich abortirt hat. Uebrigens habe ich nach Pflicht und Gewissen gehandelt.“

Der Advokat drehte ihm zornig den Rücken zu, ohne diesem modernen Brutus auch nur ein Wort

zu erwiedern, der sich leicht über die Verachtung rechtschaffener Leute wegsetzt*).

Derjenige, der mit dem Advokaten spricht, von dem ich Ihnen erzählt, ist nicht soweit gediehen, als der patriotische Deputirte. Zwischen diesem und jenem herrscht dieselbe Entfernung, wie zwischen Lussan und Préval; dieser Advokat unterhält in den Gefängnissen Mäkler, die beauftragt sind, ihm Kundschaft zu verschaffen. Vor einiger Zeit schlug man ihm vor, einen jungen Dieb zu vertheidigen, der angeklagt war, eine bedeutende Summe Geldes entwendet zu haben; der junge Dieb konnte hoffen, freigesprochen zu werden, wurde er geschickt vertheidigt; denn keine positive Thatsache rechtfertigte die Anklage. Der Advokat sah den Angeklagten, er machte ihm gute Hoffnung und forderte sein Honorar. Der Angeklagte sagte, er könnte erst bezahlen, wenn er in Freiheit wäre; der Advokat machte ihm bemerklich, er würde frei nicht reicher sein, als im Gefängnisse.

„O doch!" sagte der Gefangene, der den Mann, mit dem er zu thun hatte, dem Rufe nach schon kannte, „bin ich erst frei, so werde ich Sie anständig bezahlen können."

Der Advokat, der bei dem bedeutungsvollen Blick des Diebes hoch aufgehorcht hatte, drang in ihn, und der Klient gestand endlich, daß er in der That den Diebstahl verübt, dessen man ihn angeklagt, und daß der Sack mit dem Gelde unter dem Bette seiner Mutter vergraben sei. Der Advokat that, als wollte er dem Diebe nicht glauben; dieser, der ihm einen Beweis seiner Auf-

*) Historisch.

richtigkeit geben wollte, trägt ihm auf, den Sack da abzuholen, wo er versteckt läge. „Nehmen Sie den Braten," sagte er, „behalten sie ein Viertel, und wenn ich frei bin, geben Sie mir den Rest." Der Advokat eilte nach Charetonneau, einem Weiler bei Maisons-Alfort. Da die Mutter von der Strafbarkeit ihres Sohnes nichts wußte, auch den Ort nicht kannte, wo das Geld lag, so mußte sie, damit unser Held mit Bequemlichkeit agiren konnte, fortgeschickt werden; er entsandte sie nach Maison-Alfons, einen Stempelbogen zu holen. Während ihrer Abwesenheit wurde der Schlupfwinkel leicht gefunden, und er nahm den Sack. Der Advokat bewirkte die Freisprechung des Diebes. Aber als dieser die drei Viertel der gestohlenen Summe reklamirte, reklamirte der Advokat sein Honorar. Der Dieb war so beschämt, wie ein Fuchs, der von einer Henne angeführt wird, und schwor, freilich zu spät, daß man ihm so nicht mehr mitspielen sollte *).

„Wenn ich jemals verklagt werde," sagte Roman, „so würde ich sicher nicht diesem Herrn meine Vertheidigung übertragen."

„Sie werden daran wohl thun," versetzte von Pourrières, „aber wenn Sie aus irgend welchen Gründen, Sie das mit Weinlaub geschmückte zierliche kleine Haus, das Sie in Trets besitzen, verkaufen oder vermiethen wollen, wenden Sie sich ja nicht an das Individuum, mit der pyramidalen Nase, das sich auf jenem Sopha hinschlängelt. Die Schurkenstreiche, die er ausübt, sind zahl-

*) Historisch

los, und selbst Sie könnten sich von ihm anführen lassen. Aber da dieser Mensch das Geld, das er erschnappt, nicht in Narrheiten verschwendet, so wird er bald ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Dann wird er Ländereien kaufen, er wird Kapitain von der Bürgermiliz werden, Ritter der Ehrenlegion, Deputirter, Geschworner und er wird unerbittlich Alle verurtheilen, die vor ihm angeklagt werden.

Ein Strumpf- und Mützenhändler, der einst fand, daß sein Handel ihm nicht genug abwürfe, ließ in allen Zeitungen anzeigen, daß er für den mäßigen Preis eines Franken Samen liefern wolle, der, in guten Boden gesäet, Kohl von riesenhafter Größe erzeugen würde; zum Unglück für die Gartenbauer lehrte der Erfolg, daß der kolossale Kohlsamen bloß für dumme Teufel da wäre.

Die rothe Physiognomie, die fuchsrothen Haare, so schön, wie man sie nur irgend sehen kann, der schwarze Frack mit dem Stockfischschwanze jenes Individuums, das in diesem Augenblick mit dem Erfinder des kolossalen Kohles plaudert, bezeichnen Ihnen einen Sohn der brittischen Inseln. Er verkauft an die guten Pariser ein noch unerreichtes Spezifikum für die Leiden der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Panacee dieses rechtschaffenen Insulaners ist ganz einfaches Linsenmehl; man kauft es, weil er es unter dem wissenschaftlichen Namen Ervelenta anpreist.

Da stehn zwei Leute, die ich mich wirklich wundere zusammenzusehn, obgleich sie Landsleute sind. Sie sind aus dem mittäglichen Frankreich. Der erste ist ungefähr

55 Jahr alt: er ist beleibt, von hübschem Wuchse, von angenehmer Gesichtsbildung, obschon etwas von den Blattern gezeichnet; seine Sitten sind edel und anmuthig; man spricht ganz leise, sehr leise, daß er seine Studien im Bagno gemacht habe, wo ihn seine Kameraden den Philosophen und den Advocaten genannt, und daß er auf seiner rechten Schulter das Zeichen seiner alten Dienste trage. Seit seiner Befreiung glänzen drei Orden, die er im Bagno nicht hatte, auf seiner Brust. —

Der Mann ist immer sorgfältig gekleidet; er spielt den Aristokraten zum Entzücken; man kann, ohne Furcht, Lügen gestraft zu werden, sagen, daß er ein Schurke aus guter Gesellschaft ist.

Der zweite ist ein eben so hübscher Mann, wie sein Landsmann, aber er hat nicht wie jener eine Physiognomie, die sich für das Geschäft eignet, welches sie treiben. Die Blattern, die auf dem Antlitz seines Freundes nur leichte Spuren hinterlassen, haben auf dem seinigen große Verwüstungen angerichtet. Sein Bart ist blond und stark; wenn er ein Geschäft gemacht, so läßt er ihn abschneiden; er läßt ihn wieder stehn, wenn er ein zweites gemacht. Er sagt in dem Spielhaus, das er treulich besucht, daß er von edelm Herkommen sei, alter Kavallerieoffizier, Pfalzgraf des heiligen römischen Reiches; Behauptungen, denen der gemeine Ausdruck seines Gesichts, und seine Haltung, die der eines Mädchen-Wirthschafthalters gleicht, widersprechen. Er ist in der That nur Ritter des problematischen Ordens vom goldenen Sporn, dessen Urkunde er für 80 Thaler bei Sartorius Corté gekauft; wie er mich versichert, würde er die ganze Ur-

kunde für vier Cigarren fortgeben, und ich glaub' es wohl; als er die unglückliche Urkunde kaufte, glaubte er, sie gäbe ihm das Recht, das Ordensband im Knopfloch zu tragen, welches von gleicher Farbe mit dem der Ehrenlegion ist. Doch damit ist es nichts! Leider!

Diese beiden Individuen, die stets zusammen sind, fanden sich einstmals sehr abgebrannt (dieses Ausdrucks bedienen sie sich) das heißt: sie brauchten dringend Geld; da sprach zum Jüngern der Ältere:

„Hör' zu, ich habe diese Nacht eine Goldmine, oder was noch besser ist, eine Mine voll Bankbilleten gefunden!“

„Was?“ sagte sein Freund, „Du willst falsche Bankbillets machen? Das steht mir nicht an. Ich lache über die Polizei, aber ich achte den Gerichtshof.“ —

„Und wer Teufel spricht denn davon, irgend etwas zu machen? ist es nicht leichter möglich, sich gute und ächte Bankbillets zu verschaffen?“

„Um sich eine anständige Anzahl zu verschaffen, kenne ich nur zwei Mittel: sie selbst machen, oder die französische Bank zu bestehlen; ich gestehe, die beiden Unternehmungen erschrecken mich; Du weißt, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und daß schon der Gedanke an einen Schurkenstreich mir die Eingeweide im Leibe umkehrt.“

„Aber ich versichere Dich, wir brauchen weder zu stehlen, noch etwas dem Aehnlichen zu thun; man muß nur geschickt ein Portefeuille mit diesem angenehmen seidenen Papier zu ergreifen wissen.

„Wenn es bloß darauf ankommt, sich mit Geschick

einer Brieftasche zu bemächtigen, so will ich Dir helfen; aber vor allen Dingen erkläre mir Deinen Plan!"

„Mein Plan ist einfach; wenn morgen so schönes Wetter ist, wie heute, bin ich des Erfolges gewiß."

„Ich sterbe vor Ungeduld über Deine Verschwiegenheit; sage mir gleich, worauf es ankömmt, ich bin ganz Ohr! sprich!"

„Du hast neulich die Wohlbeleibtheit des Portefeuilles meines Bankiers gesehen?"

„Ja! ich sah und war lüstern. Aber dies Portefeuille ist wie die Bundeslade, Niemand kann es anrühren."

„Und doch, wenn morgen die Sonne strahlend emporsteigt, und wenn Du mir helfen willst, wird es morgen unser sein!"

„Ich glaube, Du bist verrückt geworden. Es würde uns leichter sein, mit unsern Zähnen in die Wand zu hacken, als uns des Portefeuilles dieses rechtschaffenen Wucherers zu bemächtigen."

„Morgen, wenn es schön Wetter ist (dies ist die conditio sine qua non) wirst Du unter den Fenstern des besagten Wucherers spazieren gehn; wenn das Portefeuille zu Deinen Füßen niederfällt, so hebe es auf und verschwinde. Das ist Alles, was ich verlange; hörst Du?"

„Ich höre wohl, aber ich verstehe nicht!"

„Willst Du das thun, was ich verlange, oder nicht?"

„Nun ja!"

„Wohl! dann bitte Gott, daß der morgende Tag schön sei, und wenn er Deine Bitten erhört, so werden

wir, ehe es Mittag ist, uns alle beide zum Feste einfinden."

„In diesem Falle können wir uns morgen früh um sieben der Rotunde gegenüber im Palais-Royal einfinden. Am andern Morgen trafen sich die beiden Freunde am bestimmten Ort. Der Himmel war klar, die Sonne strahlte, Alles deutete auf einen heitern Tag. Der Eifer von beiden Seiten war gleich, sie gingen nach dem Hause des Wucherers, und der Ältere sagte zu seinem Freunde:

„Ehe Du in's Haus gehst, sei aufmerksam, und das Glück wird Dir auf's Haupt fallen."

Der Pfalzgraf des heiligen römischen Reiches ging auf dem Trottoir spazieren, indem er mit Ungeduld den gesegneten Meteorstein, der herabfallen sollte, erwartete. Endlich nach einer Stunde Harrens, die ihm so lang schien, wie ein ganzer bei leerer Flasche ohne Geld zugebrachter Tag, fiel das erwartete Portefueille herab; er hob es auf und verschwand. Niemand hatte den Vorfall bemerkt.

Folgendes trug sich indeß in dem Gemache des Wucherers zu, dessen eine Fenster, wie es der Gauner vorausgesehen, des schönen Wetters halber geöffnet war. Der Ältere von den zweien, der bei ihm oft gewisse Wechsel discontirte, die bei ihrer Verfallzeit gut bezahlt wurden, hatte ihm zwei, jeden von 2000 Fr. auf vier Monat nach Sicht präsentirt. Nach abgethanem Geschäfte hatte unser Freund 1566 Fr. zu bekommen: der brave Wucherer gab nichts umsonst. Das Portefeuille wurde aus der Kasse genommen und drei Billets von 500 Fr. wurden herausgenommen, zehn Mal besehen und umge-

kehrt, und endlich ausgezahlt, nicht ohne schwere Seufzer; hierauf legte der Wucherer, wie er zu thun pflegte, das Portefueille neben sich, um aus seiner Kasse die noch seinem Klienten zukommenden 60 Fr. zu nehmen; in diesem Augenblick ergriff der Gauner das Portefeuille und warf es zum Fenster hinaus, welches er sofort zumachte.

Der Wucherer war so überrascht, daß er wenigstens eine Minute dastand, ohne eine Sylbe sagen zu können; endlich kam er zur Besinnung, und erhob ein schreckliches Geschrei, es kamen Leute; der Gauner saß in einer Ecke des Zimmers, seine Rechnung und die drei empfangenen Bankbillets in der Hand: „Ich glaube“ sagte er zu den herbeilaufenden Leuten, „dieser achtbare Herr ist urplötzlich närrisch geworden.“ Der Polizeicommissarius, der auf Befehl des Wucherers herbeigeholt wurde, kam endlich; unser Held wird durchsucht, man findet nichts, er erklärt durch a + b, warum er bei dem Wucherer sich befinde, der sich jetzt erst erinnert, daß das Portefeuille zum Fenster hinausgeworfen worden; alle Welt sieht, daß selbiges hermetisch verschlossen ist, und daß der Beschuldigte im entgegengesetzten Winkel sitzt; er versichert, daß er bei seinem Eintritt sich gleich hieher gesetzt. Der unglückliche Wucherer sieht ein, daß sein Theuerstes auf der Welt, sein Geld, auf ewig für ihn dahin ist, und überläßt sich dem Ausbruche wüthender Verzweiflung. Man glaubt, er habe den Verstand verloren. Doch befragt man den Beschuldigten. Sein kluges Benehmen, der Anblick seiner Orden, überzeugt alle Welt von seiner

Unschuld. Man erkundigt sich bei ihm zu Hause; erfährt nur Vortheilhaftes, und er wird freigelassen.

Wie Sie leicht denken können, fürchtete er, man möchte ihm nachgehen; er war daher in der Aufsuchung seines Freundes sehr vorsichtig, endlich gegen sechs Uhr Abends trafen sie sich im Kafé, welches die Ecke des Boulewarb und der Straße Montmartre bildet. Sie grüßten sich, wie alte Bekannte, die sich lange nicht gesehen, und begaben sich zum Diner bei Véfour. Als das Dessert kam, sagte der Ältere zu seinem Freunde.

„Nun! wieviel hast Du gefunden? der Wucherer sprach von 50,000 Franks."

„Was 50,000 Franks? wie? wo?"

„Nun in dem Portefueille von heut Morgen."

„Wovon sprichst Du? auf Ehre, ich verstehe Dich nicht!"

„Nun ist es Spaß genug, wieviel war es? das ist die Hauptsache!"

„Bist Du denn ein Narr geworden?"

„Du bist ein wackrer Kamerad, nicht wahr?"

„Gewiß."

„Nun denn, laß mich nicht länger in Ungewißheit, laß uns theilen, und damit Basta!"

„Nun bei allen Teufeln, bezahlst Du darum mein Essen, um mich zum Narren zu machen? Erkläre dich!"

Er erklärte sich. Als er fertig war, antwortete der Pfalzgraf, nachdem er weidlich gelacht, er wüßte, nicht was das heißen sollte; jetzt erst bemerkte der ältere der Gauner, daß sein Kamerad sich das Portefeuille allein zueignen wollte; er stand auf und sagte mit feier=

licher Stimme: „bis zu diesem Augenblick hatte ich Dich für einen wackern Mann gehalten; ich habe mich geirrt! Adieu! Gott wird Dich strafen*)!“

Eine kleine, sehr niedliche Schauspielerin eines kleinen Theaters des Boulevard du Temple hatte einen Geliebten. Darin liegt nun freilich nichts Erstaunliches; erstaunlich dabei ist aber, daß diese junge Schauspielerin ihren Schatz liebte. An einem schönen Morgen wurde die Schauspielerin und ihr Schatz, als sie aus dem Bette stiegen, festgenommen. Der junge Mann war eines sehr schweren Verbrechens angeklagt, und man war ungalant genug, die junge Priesterin Thalias für mitschuldig zu halten; aber nachdem Themis ihren Irrthum begriffen, wurde sie den Theaterfreunden wiedergeschenkt. Die junge Schauspielerin gehörte nicht zu denen, die ihre Freunde vergessen, wenn sie im Unglück sind. Ihr Freund war im Gefängnisse geblieben; es mußte versucht werden, ihn aus der Klemme zu ziehen, sie suchte den Mann auf, der dort neben den beiden Dieben sitzt, von denen ich eben erzählte. Dieser Mann, der lange Zeit eine der Säulen der legitimistischen Parthei war, übte in der Provinz das Amt eines Advokaten, bevor er in die Deputirten-Kammer gesandt wurde. Er tröstete die junge Schönheit, die sich an ihn wandte, und steckte 1,500 Franks zu sich; hierauf kümmerte sich der deputirte Advokat so wenig um seinen Klienten, als wäre er gar nicht in der Welt, er hatte für den Augenblick ganz andere Dinge zu thun; aber die junge Damen, die

*) Historisch.

nicht länger die grausame Marter der Trennung ertragen wollte, klagte bei der Kammer der Advokaten, der Vorstand fordert eine Erklärung. Der legitimistische Deputirte, der, wie man leicht glauben wird, keine genügende Auskunft geben konnte, bat seine Kameraden von beiden Kammern, sein Nichtwissen, rein und einfach, anzunehmen*). In diesem Augenblick spricht er mit einem jener Literaten, auf den man jene Verse Voltaires auf den Abbé des Fontaines anwenden kann:

Die Kleinigkeit von Geist, die dieser Hans besitzt,
Mit andrer Leute Geist er klüglich unterstützt.
Er stiehlt, er stiehlt, er stiehlt.

Wünscht man die Geschichte von, ich weiß nicht welcher Nation, oder von irgend einem großen Manne, will man einen Sitten-, einen See- oder einen Familien-Roman; braune, rosa, oder schwarze Novellen, von jeglicher Farbe; die Biographie von sei es immer wem, eine physikalische Abhandlung, einen naturhistorischen Traktat, man fordere, und man wird bedient werden. Dieser erhabene Unbekannte wird sich wappnen mit der großen Scheere, die fortwährend auf seinem Schreibtisch liegt, und zum bestimmten Tag, zur bestellten Stunde, wird er das Verlangte abliefern, es müßte denn sein, man hätte ihn voraus bezahlt. —

„Ich sehe," sagte Salvador, „daß wir mit Allem, was Paris nur irgend an verderbter Waare hat, zu Mittag essen werden."

---

*) Historisch

„Sie irren sich, theurer Landsmann; einige wenige ausgenommen, sind alle hier Versammelten sehr achtbare Personen; einige sind reich oder scheinen es zu sein, andere treiben anständige Geschäfte, noch andere nehmen Stellen ein, die in der Regel nur an gewissenhafte Männer vertheilt werden; nur ganz leise sagt man das, was ich gesagt, und wenn man diese Leute in einem Salon trifft, so begegnet man ihnen freundlich!"

„Ei guten Morgen, Herr von Courtivon," sagte ein hübscher, junger Mann, indem er Herrn von Pourrières die mit schönen Handschuhen bekleidete Hand hinreichte; dieser drückte sie in der seinen. Nachdem er einige Worte mit dem Wirth gewechselt, verlor er sich in den schon zahlreicher im Saale sich bildenden Gruppen.

„Ist es möglich," sagte Pourrières lächelnd, „eine gebotene Hand zurückzuweisen, und noch dazu eine mit so prächtigen Handschuhen bedeckte?"

„Das wäre in der That schwer," versetzte Salvador, „noch dazu, da dies Individuum weit weniger Gauner ist, als alle die, deren Geschichte Sie uns erzählt!"

Dieser junge Mann ist ein ziemlich geschickter Arzt, aber wie groß immer die Weisheit sein mag, die er sich in den Kollegien zugeeignet, sein Wissen wird sein savoir-faire nie erreichen, und so ist seine Kundschaft ebenso ausgezeichnet als einträglich.

Eine Frau, deren Mann abwesend, fürchtete die Folgen einer verbotenen Unterredung mit dem Neffen, dem Kassirer, dem Hausverwalter ihres Gemahls; da

läßt sie den Doktor Delamarre rufen, der sich ein Vergnügen daraus macht, ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Die Töchter anständiger Familien, die ihre Wappen nicht beflecken wollen, die Bürgermädchen, die den Folgen eines Abendessens in der Maison d'Or vorbeugen wollen, Grisetten, die die Spuren eines stürmischen Abends auf der Liebesinsel verwischen wollen, finden, wenn sie Geld haben, bei ihm Beistand und Befreiung.

Wünschen Sie einen Erben, gleich weiß der geschickte Doktor ihn zu verschaffen; ist einer zuviel da, schafft er ihn über die Seite; kurz dieser galante Mann ist die Vorsehung aller zweifelhaften Tugenden, und aller ehrgeizigen Bestrebungen. Um sein Bild zu vollenden, will ich einen der noch am wenigsten hervorstechenden Züge aus seinem Leben erzählen.

Ein siebenzigjähriger, ihm befreundeter Greis, der seinem Neffen einen Streich spielen wollte, und der wahrscheinlich den Refrain des Volksliedes vergessen:

Ein junges Weib, ein alter Mann,
Das macht ein elend Ehgespann!

stand eines Morgens mit der Idee auf, sich noch zu verheirathen. Er warf seine Blicke auf ein ebenso schönes als unschuldiges Mädchen, und das wollte was sagen, denn sie war sehr schön; urtheilen sie selbst! ihre Taille war köstlich schlank, ihre blauen Augen mandelförmig, lang geschnitten und von langen Wimpern beschattet, sie strahlten Blitze; ihre schönen, hellblonden, leicht gekräuselten Haare, erinnerten an die Jungfrauen eines Leonardo da Vinci; ihre leicht geröthete Haut war von glänzender Weiße; ihr Mund war vielleicht etwas

zu groß, aber öffnete er sich zum Lächeln, so ließ er zwei und dreißig kleine, schön geordnete Zähne sehen, welche die Lust erregten, von ihnen sich beißen zu lassen. Das Mädchen war von Nonnen erzogen worden, erst seit sechs Monaten hatte sie ihr Dorf verlassen, und wohnte bei einer Tante, die, unter dem Anschein übertriebener Strenge, die seit langer Zeit gehegte Hoffnung nährte, einst die Reize ihrer Nichte zu ihren Gunsten ausbeuten zu können; als der alte Podagrist um die Hand besagter jungen Huri anhielt, so erwiederte sie, sein Anliegen gereiche ihr zur großen Ehre, und ihre Nichte würde mit Freuden einen so liebenswürdigen Mann nehmen. Die Heirath wurde geschlossen, doch nicht vollzogen. Am Tage nach der Hochzeit kam der reuselige Greis zu seinem Freunde; sein langes Gesicht und sein trostloser Blick verriethen einen Mann, der sich in seinen süßesten Hoffnungen getäuscht sieht.

„Nun“! sagte der Doktor.

„Unmöglich! Freund! Unmöglich!“

„Wetter! aber ich kann die Dosis nicht steigern; ich mache aus Ihnen sonst einen Passagier für die andere Welt!“

„Aber meine Neffen sollen mein Vermögen nicht haben“, sagte der Alte.

„Es gäbe wohl noch ein Mittelchen“, sagte der gefällige Doktor.

Er sagte dem Greis einige Worte in's Ohr.

„Das geht, und Sie sollen die geforderten 5000 Fres. haben, wenn es gelingt, aber Sie müssen mich versichern, daß es nachher leichter geht.“

„Gewiß!“

„Nun denn, versuchen Sie.“

„Geben Sie mir freie Hand, und nachher wird Alles gut gehn; ich bürge für den Erfolg!“

Der Arzt theilte seinen Plan der alten Tante mit, die für Geld sehr gern ihre Hand zur schändlichsten Immoralität herlieh; sie machte ihrer Nichte weiß, daß in dem Falle, in dem sie sich befände, der Arzt berufen sei, die Ehe zu vollziehen.

Die junge Frau, fand natürlich den Bevollmächtigten angenehmer, als ihren Gatten; der Doktor seinerseits war froh, einen so köstlichen Fund gethan zu haben; kurz, es entsprangen aus dieser Tändelei zwei schöne Kinder, zum Glücke des Alten, zur Verzweiflung seiner Neffen.*)

Das achtbare Aussehen und das ausgezeichnete und doch anspruchslose Benehmen jenes Mannes haben Ihnen wahrscheinlich denselben als einen Kaufmann erster Größe bezeichnet; es ist ein „Macher“**) Wissen Sie was das ist ein „Macher“?

„Nein!“ versetzten aus einem Munde Salvador und Roman.

„Nun! Macher sind Leute, die sich für Banquiers, für Kaufleute, für Waarenkommissionäre ausgeben, um das Vertrauen der wirklichen Kaufleute zu usurpiren. Die Macher können in zwei Klassen gebracht werden: die erste besteht nur aus den fähigen Köpfen des

*) Historisch.

**) Franz.: faiseur.

Ordens, aus denen, die im Großen arbeiten; die zweite aus jenen armen Teufeln, die sie in der Allée des Palais royal, gegenüber dem Café de foi, sehen können. Bei jedem Jahreswechsel sieht man sie wieder am Horizont aufsteigen, blaß und hager, mit düsteren gläsernen Augen, mitgenommen und zerbrochen, obgleich noch jung, immer in demselben Kostüm, immer traurig und sorgenvoll; sie machen nur wenig oder gar keine Geschäfte; ihr einziger Betrieb ist, ihre Signatur an ihre Kollegen im großen Styl zu verkaufen.

Herr Roulin ist einer der ausgezeichnetsten des Ordens, dessen Mitglieder ungefähr so verfahren:

In einem schönen Hause miethen sie ein weitläufiges Lokal, welches sie mit einem Luxus ausstaffiren, der geeignet ist, auch den Mißtrauischesten zu entwaffnen; ihr Kassirer trägt oft ein rothes Band im Knopfloch, und wer da kömmt und geht, bemerkt in den Büreaus Kommis, die scheinbar nicht unbeschäftigt sind, und Waarenballen, die bereit scheinen, in alle Städte der Welt versandt zu werden.

Einige Tage, nachdem man sich etablirt, richtet das Haus Briefe und Cirkulare an alle die, mit denen es sich in Verbindung setzen möchte. Niemals sind einem dieser vermeintlichen Handelsmänner dieser Briefe zuviel. Herr Roulin, das ist bekannt, gab an einem Tage 600 Briefe auf die Post. In Erwiederung auf die Dienstanerbietungen des Machers giebt man ihm Gelder einzutreiben; seinerseits zieht er auf gute Häuser Wechsel; unter die er auch einige faule mischt; die guten schützen die faulen; und da diese letzteren zur Ver-

fallzeit durch Kameraden, die zu diesem Zwecke angestellt sind, ebenso gut wie die ersten bezahlt werden, so erlangen unbekannte Namen bald einen gewissen Werth in der kaufmännischen Welt.

Der Macher, damit es nicht scheint, als brauchte er Geld, treibt sein Geld nicht sofort ein; er läßt es eine Zeit lang in den Händen seiner Korrespondenten. Hat der Macher eine gewisse Anzahl Gelder eingenommen, so kassirt er sie entweder ein, oder negozirt sie, und er stellt dafür Wechsel aus, die oft auf nur imaginaire Wesen gezogen werden, auf Individuen, die niemals von ihm gehört haben, Wechsel ohne Werth. Die einzige Industrie anderer Macher, die sich noch nicht zur Höhe des Herrn Roulin emporgeschwungen, besteht im Aufkauf nie zu bezahlender Waaren; drei oder vier legen einiges Kapital bei einem Banquier nieder, und gründen unter verschiedenen socialen Verhältnissen mehre Handlungshäuser. Das eine heißt zum Beispiel: Pierre et Compagnie, das andere: Jacques et Compagnie u. s. w., so daß bald vier oder fünf an einem Orte existiren, die unter einer Decke spielen und sich gegenseitig Winke geben.

Wenn es nicht weiter geht, so deponiren sie ihre Bücher, und setzen sich mit ihren Gläubigen, die oft Gott danken, wenn sie zehn und fünfzehn Prozent bekommen; andere verschwinden, indem sie den Schlüssel in der Thür eines leeren Zimmers stecken lassen. Ihnen alle Aktiengeschäfte herrechnen wollen, die dieser Mann dort (fuhr de Pourrières fort, indem er Salvador und Roman auf einen dikken, kurzen Mann aufmerksam machte, der unter goldener

Brille kleine blinzende Augen barg, und den man leicht als einen Wucherer erkannte) unter seinen Händen hat verenden sehen, wäre etwas Unmögliches; der Mann hätte die Aktien erfunden, wären sie noch nicht dagewesen, unter seinen Händen wird der Aktionair zu einer weichen Pastete, die er nach Gefallen knetet, die er in alle Formen bringt und mit allen Farben bemalt; dieser Mann ist ein großes Genie, er hat die garantirten Interessen, die Prämien und die aufs Kapital im Voraus enthobenen Interessen erfunden; er hat Alles ausgebeutet, Steinkohlengruben, Gold-, Silber- und Eisenminen, Asphalte jeder Art und Farbe, Eisenbahnen und Schleppkähne, katholische, politische, kommerzielle, artistische und litterarische Journale, Frauen und Jugend. Die Kasse eines Unternehmens wird selten geöffnet, außer um Zinsen und verfallene Dividenden zu bezahlen; aber dafür ist der Kassirer immer auf seinem Posten, wenn es gilt, die Gelder der neuen Aktionaire in Empfang zu nehmen; was das eine Geschäft abwirft, ersetzt den Verlust bei einem andern; wenn alle Kassen leer sind, was leider öfter geschieht, als es diesem rechtschaffenen Industriekopfe lieb ist, dann werden Anzeigen, und welche Anzeigen! in allen Journalen losgelassen; aus allen Ecken Frankreichs stürmen neue Aktionaire herbei, um eiligst einen Platz bei dem Aktienschmause zu bekommen, kurz, der Mann ist ein großer Mann!

Alle die am Feste Theil nehmen sollten, waren da; von Pourrières wollte seine Freunde mit einem sehr ärmlich gekleideten kleinen Greise, den alle Welt mit

Zeichen der tiefsten Ehrfurcht grüßte, bekannt machen, als der Vikomte von Lussan sich ihm näherte.

„Ich glaube", sagte dieser, nachdem er Salvador und Roman gegrüßt, „alle ihre Gäste sind da. Würden wir nicht wohl thun, so lang wir die Damen erwarten, uns in einen kleinen Saal zu begeben, wo, wie mich, Herr Lemardelay versichert, wir alle möglichen Appetit machenden Liqueurs finden sollen."

„Sehr gern, Herr Vikomte", versetzte der Marquis.

Die ganze Gesellschaft trat unter Pourrières Leitung in einen kleinen Salon, der an das Tafelzimmer anstieß. Auf einem runden Mahagonitische standen mehre Flaschen und Gläser, mit Füßen aus geschnittenem Krystall; smaragdheller Absinth, Wermuth und Stoughton Madeira wurden den Gästen auf's reichlichste vorgesetzt.

Nun kamen die Damen. Die erste hieß Minna; es war eine schöne, kräftige Frau, ihre glänzend schwarzen Haare fielen in Ringeln auf Schultern von einer blendenden Weiße; ihre schwarzen Augen strahlten in lebhaftem Glanze; ihre vielleicht ein wenig dicken, aber gleich der Granate frisch rothen Lippen ließen weiße, wohl geordnete Zähne sehen; obgleich die Frau von hohem Wuchse war, waren doch alle ihre Bewegungen gelenk und harmonisch, und sie trug sich in einer Art und Weise, die ihre wunderbare Schönheit noch erhöhte. Eine halbseidene kirschfarbene Robe, mit englischen Kanten besetzt, umschloß Formen, die gleich der Jägerin Diana denen

ihre Haare waren mit einer goldenen Spange befestigt, und ein Halsband, aus einem prächtigen Opal und einer dreifachen Reihe Perlen von mittlerer Größe gebildet, umschloß ihren Hals, dessen hervorspringende Muskeln von großer Kraft zeugten. —

Sie war von einer Frau begleitet, die den vollständigsten Gegensatz zu ihr bildete, diese hieß Felicitas Beauperthuis und war eben so zart und niedlich, als ihre Freundin stark und gebietend; einzeln geprüft, waren ihre Züge keineswegs tadellos, aber sie bildeten ein Ganzes, welches beim ersten Blicke gefiel. Der heitere Ausdruck ihres Antlitzes, die Milde ihrer Blicke, zeugten von einem vortrefflichen Gemüth; ihre Hände und Füße waren von einer wirklich merkwürdigen Feinheit und Kleinheit; ihre Kleidung war einfach aber elegant. Minna war bewundernswürdig, Felicitas war niedlich. Wir überlassen unsern Leserinnen die Entscheidung über den Vorzug dieser beiden, gleich wünschenswerthen Eigenschaften.

Der Eintritt dieser beiden Frauen in den Saal, wo Pourrières Gäste sich befanden, wurde mit einstimmigem Jubel begrüßt. Alles, jung und alt, bemühte sich um sie, und sie empfingen die Huldigungen mit so vieler Grazie, wie eine schöne Königin die ihres ergebensten Höflings. Doch flog eine leise Röthe über Felicitas' bleiche Wangen, als die ihr gespendete Bewunderung sich zu derb aussprach.

„Das ist", sagte Salvador zu Pourrières „eine kleine, gar verführerische Person."

„Allerdings" versetzte er, „und dieses Mädchen

ist so gut, wie sie hübsch ist, und vielleicht wäre sie unter andern Verhältnissen die Zierde der Salons der feinsten Welt. .... Aber wer ist die neue eben ankommende Gottheit? ah! es ist die Tänzerin des Herrn Vikomte von Lussan."

Der Vikomte war einer jungen Dame von vollkommener Schönheit entgegen gegangen; ihre milden Züge, der dunkle Kreis, der ihre braunen Augen umgab, die Leichtigkeit in ihren Bewegungen, machten sie einer schönen Lilie ähnlich, die sich zur Erde neigt, nachdem sie lange den Kämpfen des Unwetters widerstanden.

Andere Frauen kamen, Alle jung, hübsch und reich geputzt; jede wurde beim Eintreten von ihren Bekannten angeredet; eine einzige blieb einsam, im dunkelsten Winkel des Saales, ohne daß Jemand daran dachte, sie zu berücksichtigen; sie war aber auch alt und häßlich, und mehr als einfach gekleidet. Die Einsamkeit, in der man sie ließ, schien jenen Greis zu ärgern, über den Pourrières mit seinen beiden Freunden sprechen wollte, als ihn Lussan anredete.

Er trippelte nach allen Richtungen und nahm den Dreimaster, der sein kahles Haupt bedeckte, ab, und setzte ihn wieder auf.

„Eine so gute Frau!" murmelte er in den Bart, „sie haben nur Augen für jene geputzten Puppen"; endlich trat er vor:

„Meine Herren und Damen," sagte er, „ich habe die Ehre, Ihnen meine Gemahlin, Madame Juste, vorzustellen."

Salvador und Roman glaubten, daß der Anblick dieses seltsamen Paares ein allgemeines Lachen erregen würde; sie sahen sich in ihrer Erwartung zu ihrem großen Erstaunen getäuscht, die meisten von denen, welche sich um die jungen und hübschen Frauen gedrängt hatten, deren wir so eben erwähnten, verließen diese, um der alten Madame Juste ihre Achtung zu bezeigen.

„Das darf Sie nicht in Staunen setzen,“ sagte von Pourrières zu ihnen, „Herr Juste ist ein sehr reicher Wucherer, der vielen hier anwesenden jungen Leuten aus gutem Hause Geld leiht.“

„Es sind also junge Leute von Stande hier?“

„Allerdings! Glauben Sie etwa, daß die Spitzbuben, von denen ich Ihnen erzählte, von mir eingeladen worden sind?“

„Wenn dies nicht der Fall wäre, wie sollten sie wohl hier sein?“

„Alle diese Menschen haben abgekartete Affairen, daher suchen sie mit jungen Leuten, die erst in's Leben eintreten, bekannt zu werden, und es gelingt ihnen oft; denn man ist in der Regel nicht sehr bedenklich bei seinen Bekanntschaften, wenn man noch nicht die erst mit den Jahren kommende Erfahrung besitzt; ich selbst bin ein lebendiges Beispiel von der Wahrheit meiner Behauptung; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich in den ersten Jahren meines Lebens mit Riquetti mich befreundete.“

Die prachtvolle, vergoldete Bronze-Uhr, welche den Kamin des Salons zierte, schlug acht.

„Zu Tische!“ riefen alle Gäste einstimmig „zu Tische!“

Von Pourrières führte Felicitas Beauperthuis, der bevollmächtige Französisch-Russische Advokat bot seinen Arm der Madame Juste, und man ging in den Speisesaal.

Lemardelay hatte alle Gegenden Frankreichs und der Fremde in Contribution gesetzt. Die Luft, das Meer, die Flüsse, die Wälder und Gärten, hatten ihre schönsten und besten Erzeugnisse geliefert, der Regenvogel mit seinem goldenen Gefieder, der edle Fasan, les cailles en caisse, die Rothfeder (ein Seefisch) des mittelländischen Meeres, der Lachs der Loire, der delikate Stint (Spiring), der Stör der Wolga, das Reh, der Hase, der Kopf des Ebers der Ardennen, die Pfoten des weißen Grönländischen Bären, figurirten auf der Tafel.

Der erste Gang eines großen Mahles wird gewöhnlich sehr still verzehrt; die Tischgenossen, in der Freude, ihren ersten Appetit zu stillen, sind zu angenehm beschäftigt, um die Zeit mit unnützen Reden zu verlieren. Kaum wechselt man einige Worte des Lobes über den Wohlgeschmack einer herrlichen Kraft-Suppe von Krebsen, oder à la Crécy zubereitet, oder über den Duft eines herrlichen Rostboeufs. Beim zweiten Gange ißt man schon nicht mehr, um das dringendste aller Bedürfnisse der Natur zu befriedigen, Jeder fängt an, sich mit seinen Nachbaren zu beschäftigen, politische und litterarische Gespräche, Klagen über den letzten Stand der Staatsfonds, Lobsprüche über die Tänzerin à la mode

mischen sich in die Ausrufungen der Bewunderung über das unerwartete Erscheinen einer trefflichen Henne von Mans, reichlich umgeben von herrlichen Perigord-schen Trüffen, oder über einen feisten Rhein-Karpfen. Aber beim Nachtische, wenn während der beiden ersten Gänge die edlen Burgunder- und Bordelais-Weine nicht geschont worden sind, wird das Gespräch allgemein, und wenn die Tischgenossen Leute von frohem Muthe und keine Murrköpfe sind, so entsteht ein Sprühregen von Epigrammen, fröhlichen Reden, Beifallsgelächtern und Toasten, die man unaufhörlich und ohne Ende wiederholt; dazu kommt der Knall der gegen die Decke fliegenden Pfropfen, und das Perlen des himmlischen Champagner-Liqueurs in den so niedlichen Kristallgläsern.

Bei dem Banket, welches von Pourrières seinen Freunden gab, ging es wie bei allen Festen ähnlicher Art zu. Der erste und zweite Gang wurde auf höchst anständige Weise verzehrt, und wäre, während man sie verschwinden ließ, ein Fremder in den Saal getreten, so hätte das würdevolle Ansehen einiger Gäste, wie die feine Art und die honette Haltung Aller, ihn auf den Gedanken gebracht, daß er sich inmitten einer Versammlung von Pairs oder Deputirten befände.

Beiläufig wollen wir jedoch bemerken, daß einige Physiognomien, namentlich die des Wucherers, seiner Frau und des Reichs-Grafen des heiligen Römischen Reichs, die Schattenseite des Gemäldes ausmachten.

Einer der kostbarsten Nachtische, den man nur ersinnen kann, wurde aufgetragen und erregte unter den

Gästen den einstimmigsten Beifall. In der That hatte sich Lemardelay selbst übertroffen, und das will viel sagen. Er wollte mit einem Male fast alle Sinne der Gäste befriedigen. Der gewürzhafte Geruch der Limonien aus der Barbarei, der Orangen von Setubal, und der tropischen Ananas schmeichelte dem Geruche; so wie die lebhaften Farben der Kirsche von Montmorency und der wilden Erdbeere das Auge entzückten.

Es mußte ein unaussprechliches Vergnügen gewähren, den herrlichen Montreuil'schen Pfirsichen und den edlen Trauben von Fontainebleau den sammtartigen Fruchtstaub abzustreifen, den sie noch nicht verloren hatten.

Pasteten, kleine Kunstwerke des berühmten Felix, Eingemachtes und getrocknete Früchte aller Art, Confituren von Bar, Käse aus allen Ländern, unter denen der edle Käse von Brie den Ehrenplatz einnahm, welcher, Dank dem Herrn von Talleyrand, auf dem Wiener Congresse Frankreich den Sieg verschaffte; Alles in aufgehäuften Massen, von so prächtigem Ansehn und in so geschmackvoller Form, wurde zu gleicher Zeit auf die Tafel gesetzt, und erregte lebhaftes Bedaueren, daß man sich entschließen mußte, es zu zerstören.

Diesen wundervollen Nachtisch begleiteten Flaschen, mit Ehrfurcht erweckendem Staube bedeckt; die einen, ziemlich lang, mit etwas dickem Halse und kleinem Untertheil, von fast gelber Farbe, verkündeten den Johannisberger, welcher direct und mit einem Beglaubigungszeugnisse aus dem Keller des Fürsten Metternich gekommen war; andere, auf's zarteste mit kleinen künstlich

gewundenen Binsen umhüllt, aus denen, wenn man das grüne Wachssiegel zerbrochen, worauf mit Persischen Buchstaben ein Ausspruch des Alcoran stand, jene den Anhängern des Propheten so theure Flüssigkeit entströmte, die unter dem Namen Schiraswein bekannt ist.

„Meine Herren," sprach von Préval, „lassen Sie uns auf die Gesundheit unseres Festgebers, des Herrn von Courtivon, trinken!"

„Dem Herrn von Courtivon!" riefen alle Gäste, indem sie ihre Gläser schwangen; „dem Herrn von Courtivon!"

„Wir wollen nicht die Ungerechtigkeit begehn, den geschickten Tafelkünstler zu vergessen," fügte der Vicomte von Lussan hinzu. „Meine Herren, auf das Wohl Lemardelay's!"

Dieser Toast wurde, wie der vorhergehende, mit einstimmigem Beifall aufgenommen, und der geschätzte Künstler ward in den Salon genöthigt, um die Huldidigungen dieser warmen Bewunderer seiner Talente als Koch in Empfang zu nehmen.

Bis dahin war Alles sehr anständig zugegangen, aber jetzt begann der Dunst der starken Weine, welche in reichlichem Maaße genossen wurden, den Gästen zu Kopfe zu steigen, und nachdem der Kaffee und die französischen Liqueure ein so tüchtig begonnenes Stück Arbeit beschlossen hatten, nahm die Unterhaltung plötzlich einen sehr ungenirten Gang. Wie dies fast immer in solchen Kreisen der Fall ist, die Frauen gaben nun das Zeichen zu zweideutigen Reden und Scherzen.

„Ach! Herr von Courtivon," sprach die Tänzerin, „Sie sind also entschlossen, sich von der Welt zurück zu ziehen?"

„Ja wohl, Madame!" antwortete von Pourrières, „ich entsage dem Teufel, seiner Pracht und seinen Werken."

„Das ist sehr erbaulich," erwiederte Minna.

„Und ganz pfaffenmäßig," setzte die Tänzerin hinzu.

„Wenn Sie auf dem Lande sind, werden Sie wohl einen Schäferstab, mit kleinen rosigen Bändern verziert, tragen?"

„Gewiß werde ich mir einen Schäferstab, eine Schäfertasche, eine Heerde niedlicher Schaafe, und vielleicht auch eine Phyllis, wenn ich eine finden kann, halten."

„Ach bitte! Herr von Courtivon, nehmen Sie mich mit," sagte ein Mädchen, das bis dahin geschwiegen hatte. „Ich werde Ihnen treu bleiben, und versichere Sie, daß kein Schäfer in der Umgegend mich verführen soll."

„Ich will das Viertel Notre Dame de Lorette nicht seines schönsten Schmuckes berauben."

„Sie sind nicht sehr galant, mein Lieber!"

„Genug hiermit von Phyllis," sprach der Doctor Delamarre. Bringt zu trinken!"

„Zu trinken!" so schrieen alle Tischgenossen, „andere Gläser her!"

Die Gläser wurden mit reißender Schnelligkeit gebracht, bis zum Rande mit Champagner gefüllt, und bis auf die Nagelprobe geleert. Der Doctor füllte sein

Glas noch einmal und leerte es mit einem Zuge, ohne einen Tropfen drin zu lassen, sein Gesicht war schrecklich aufgelaufen, seine Blicke schienen verstört, nur rauhe und unartikulirte Töne gingen aus seiner Brust hervor.

„Der arme Delamarre ist schon betrunken," sagte der Vicomte von Lussan, „so geht es immer mit ihm."

„Delamarre," schrie er ihm in die Ohren, „Dir erscheinen wohl die Geister aller derjenigen, die Du in den Tartarus gesandt hast, daß Du so traurig und mürrisch bist?"

„Zu trinken her!" erwiederte der Doctor, indem er mit dem Kopf auf den Tisch fiel.

„Das fängt schön an," sagte Salvador zu von Pourrières.

„Es hat nichts zu sagen," antwortete dieser, indem er den aufwartenden Personen ein Zeichen machte, die sogleich den Salon verließen.

Die frühe Trunkenheit des Doctors brachte auf die Tischgenossen einen fast gleichen Eindruck hervor, wie auf die jungen Lacedämonier der Anblick der unglücklichen Heloten, die man, nachdem man sie über die Maßen Syrakuserwein hatte trinken lassen, ihnen vor Augen stellte; Niemand schien geneigt, ein so wohl begonnenes Fest ebenso zu enden.

„Also weil dieser arme Teufel, der mit der wenigen Kraft, die er besitzt, nicht haushalten kann, vor dem Kampfe gefallen ist, wollten wir uns desselben ganz enthalten?" sprach der Vicomte von Lussan; „Préval,

hilf mir, diesen Stümper, dessen Anblick uns verdrießlich stimmt, in einen Winkel bringen."

Préval beeilte sich, den Wünschen des Vicomte nachzukommen. Man brachte den Doctor in einen Fenstervorsprung, und ließ die Gardinen, von rothem Seidenstoff, womit derselbe geschmückt war, über ihn fallen.

„Jetzt, da wir unter uns sind," sprach der Abbé, „und der Herr Vicomte die Güte hatte, uns von dem Anblicke dieses Trunkenboldes zu befreien, werde ich die Ehre haben, Ihnen die Gesundheit der Damen vorzuschlagen."

„Es lebe der Herr Abbé! und trinken wir auf das Wohl der Damen!" antwortete der patriotische Deputirte. „Ich sehe mit Vergnügen, werthester Herr, daß Ihre Gottesfurcht Sie nicht intolerant macht."

„Der Herr Abbé ist ein sehr liebenswürdiger Mann," erwiederte die Tänzerin, „nicht seinetwegen, ich versichere Sie, singt man das berühmte Lied:

Wohin, Herr Abbé geht Ihr Trab,
Sie stoßen sich die Nase ab."

„Der Herr Abbé ist sehr nachsichtig."

„Er ist tolerant."

„Weil er ein alter Practikus ist, entschuldigt er die Schwächen der menschlichen Natur. Der Wille ist stark, aber das Fleisch ist schwach."

„Aber Herr Abbé! Wann werden Sie einmal zum Pfarrer eines der Sprengel von Paris ernannt werden?" sprach der patriotische Deputirte.

„Wenn Sie Ihren Sitz in der Wahl-Kammer

wieder einnehmen werden," erwiederte der Abbé, der bemerkte, daß man ihn zum Besten hatte.

„Gut gegeben!" schrieen alle Tischgenossen, „gut gegeben! Zu trinken her!"

Die Gläser wurden von Neuem voll geschenkt, und rund um geleert.

„Keine Persönlichkeiten, meine Herrn, sonst endet unser Fest eben so traurig, wie das der Taphiten," sprach der Pfalzgraf des heiligen Römischen Reiches.

„Der Herr Graf hat Recht. Suchen wir nicht nach Läusen auf den Köpfen der Andern!"

„O! welch' unästhetischer Vergleich," rief die majestätische Minna. Man sieht wohl, mein Lieber, daß Sie ein ausgemachter Kneipenwirth geworden sind! Konnten sie keinen angemessneren Ausdruck finden?"

„Garçon, eine halbe Tasse!"

„Eine Flasche Bier!"

„Ein kleines Glas!"

Der Kneipenwirth mit grauem Knebelbart, der sich unter den Tischgenossen befand, gerieth in heftigen Zorn. Sein Gesicht, gewöhnlich sehr blaß, spielte vom Weißen in's Rothe, vom Rothen in's Blaue, vom Blauen in's Grüne.

„Ei, Ei, mein Herr, wenn sie zornig werden, erzähle ich diesen Herrschaften die Geschichte von der Stange!" sagte der Vicomte von Lussan.

„Ja, ja! erzählen Sie uns die Geschichte von der Stange! Das wird uns die Zeit tödten helfen."

„Soll ich?" fragte Lussan den unglücklichen Limonadier.

Dieser machte ein verneinendes Zeichen.

„Bitten wir lieber die Damen, uns ihre Geschichte zu erzählen," sprach ein junger Mann, mit schmachtenden Blicken, langen blonden Haaren, kurz mit allen Anzeichen eines von der Welt nicht begriffenen Dichters.

„Der Herr braucht ein Thema zu einem Vaudeville," bemerkte Lorette.

„Zu einem Roman," fügte die Tänzerin hinzu.

„Sie brennen Alle vor Lust, uns Ihre Geschichte zu erzählen," sagte der Advokat; „und wir, unsererseits brennen vor Lust, Sie anzuhören; Nicht wahr, meine Herren?"

„Allerdings," antworteten zu gleicher Zeit Pourrières, Salvador und Roman.

„Was wollen wir zuerst hören?" fragte der Advokat, „das Vaudeville oder den Roman?"

„Das Vaudeville," sagte der Abbé.

„Den Roman!" sagte Salvador.

„Die Stimmen sind getheilt," bemerkte Minna.

„Um alle zufrieden zu stellen, wollen wir ein Drama hören."

„Ich bin für das Drama, aber wer wird es vortragen?" sprach Roman.

„Ei nun! Felicitas Beauperthuis," antwortete Minna. „Ich bin überzeugt, daß ihre Geschichte sehr rührend ist."

„Wir wollen sehen, Felicitas! Schicke Dich an, meine Liebe," fügte die Tänzerin hinzu.

Felicitas zauderte einige Minuten, eh sie sich entschloß, das Wort zu nehmen. Aber Salvador schenkte

ihr ein Glas Champagner ein, welches sie langsam austrank.

„Ein hübsches Ding, der Champagner,“ sagte Sie. „Wenn wir einige Gläser dieses edlen Weines getrunken haben, erscheinen uns alle Lebensereignisse im rosigen Lichte.“

„Trinke noch ein Glas, und fange deine Geschichte an!“ sprach die Tänzerin.

Felicitas, stieß mit der Hand das Glas zurück, welches ihr gereicht ward.

„Ich bin nicht mehr durstig,“ sprach sie.

Sie legte sich auf ihren Sitz zurück, und begann also:

„Ich soll Ihnen meine Geschichte erzählen? ich werde Ihnen willfahren. Muß ich nicht das Mittagessen bezahlen, welches Sie mir geben?

„Felicitas, sie sind heute sehr boshaft,“ sprach der Vicomte von Lussan.

„Es ist wahr, ich habe Unrecht.“

„Dir ist verziehen meine Tochter. Aber die Geschichte! die Geschichte!“

„Ich bin zu Dijon geboren . . .“

„Einer Stadt, die durch ihren herrlichen Senf berühmt ist,“ sagte ein junger Mann, der auf seine rothen Backen, seine schönen Zähne und seine beiden großen und dummen Augen, die horizontal im Kopfe saßen, sehr stolz schien, und der sich sehr wunderte, daß dasjenige, was er für einen außerordentlichen Witz hielt, kein allgemeines überlautes Gelächter hervorrief.

Felicitas ward ganz verwirrt und bestürzt.

„Fahre fort," redete sie **Minna** an. „Wenn der junge Herr noch einmal solche Späße macht, werden wir ihm die Thür weisen."

„Ich bin zu Dijon geboren," begann **Felicitas** von Neuem, „auf dem Rathhausplatze, auf der Seite des alten Palastes der Herzöge von Bourgogne. Dort liegt ein niedliches Haus, seine Fensterladen sind grün angestrichen, und seine Mauern hinter einem dicken Kressengesträuch und duftende Erbsen, die sich durch Drathfäden um ein Gitter ziehen, verborgen. Dies Haus gehört meiner Familie. Dort verlebte ich die schönsten Jahre meines Lebens. Im fünfzehnten Jahre war ich so glücklich, als es nur ein unschuldiges junges Mädchen sein kann, das die Erfahruugen des Lebens noch nicht enttäuscht haben. Legte ich mich nach einem wohlverbrachten Tag nieder, und hatte mein Vater einen langen Kuß auf meine Stirn gedrückt, so umgaukelten fast immer rosige Träume meinen Schlummer."

„Ich hatte mein sechszehntes Jahr erreicht, als einst mein guter Vater, mich zärtlicher als gewöhnlich umarmte und fragte: ob ich mich wohl verheirathen möchte?"

„Das Wort Heirath, welches die Jungfrauen gewöhnlich so freudig erregt, flößte mir, ich muß es gestehen, nur Abscheu ein. Der erste Gedanke, der mir in den Sinn kam, war, daß wenn ich verheirathet sein würde, ich meinen geliebten Vater, die allerliebsten Vögel meines Vogelhauses, deren fröhliche Gesänge mich jeden Morgen erweckten, und die hübschen Blumen meines Gärtchens, die ich mit soviel Eifer gepflegt hatte, würde verlassen müssen. So zerfloß ich in Thränen, und

warf mich meinem Vater in die Arme, und bat ihn, mich bei sich zu behalten."

„Der gute Alte umarmte mich lächelnd:"

„Es soll Dir," sagte er, „nicht den geringsten Kummer machen; Du wirst vielleicht nicht einmal gezwungen sein, mich zu verlassen, und nur mit Deiner eigenen Uebereinstimmung sollst Du den heirathen, den ich für Dich bestimmt habe. Ich bat meinen Vater, nicht mehr von Heirathen zu sprechen; doch er bemerkte mir, daß er schon alt wäre, daß die empfangenen Wunden, die mannigfachen Schwächen, ihm keine Hoffnung auf ein noch langes Leben ließen; daß mein Bruder (ich hatte damals einen Bruder), gezwungen, überall dem Regiment, zu dem er gehörte, als Lieutenant zu folgen, mir nicht Beschützer sein könnte, und daß er nicht ruhig sterben würde, ließe er mich allein auf der Welt. Der Mann der um mich geworben hatte, wurde mir endlich von meinem Vater vorgestellt; es war der Chirurgus eines Regiments, das damals in unserer Stadt garnisonirte; es war ein schöner junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, sein Benehmen und seine Sprache waren die eines Mannes von Erziehung; sein Vater war der Freund des meinigen gewesen; obgleich noch jung, hatte er schon mehre Feldzüge gemacht, und das Zeichen der Ehre strahlte auf seiner Brust. Nachdem ich ihn drei oder vier Mal gesprochen, fing ich an, zu glauben, ich würde ihn ohne Widerwillen heirathen können. Nach einem Monat liebte ich ihn mit aller Macht meiner Seele, alle seine Worte fanden ein Echo in meiner Seele; wenn er fern von mir war, erwünschte ich seine Rückkehr; wenn ich den Klang seines Schrittes

auf der Schwelle unserer Thür vernahm, so übergoß ein kalter Schweiß meinen Leib, und meine Stirn brannte. Nun! und ahnen Sie, was geschah? Dieser, von seinen Kameraden wegen seiner Tapferkeit geschätzte Mann; dieser Mann, dem mein Vater einen Platz in seinem Hause gegönnt, weil er geglaubt, der arme alte Soldat, daß das Kreuz auf seiner Brust der beste Beweis von Rechtschaffenheit wäre, den er finden könnte; dieser Mann, dessen Hand er jeden Morgen in der seinigen drückte; nun! dieser Mann wandte seine ganze Geschicklichkeit an, um Herz und Sinn eines armen, jungen Mädchens zu verwirren; er entführte sie vom väterlichen Heerd, und als er Alles von ihr erlangt, was sie ihm geben konnte, verließ er sie, ohne sich weiter um ihr Schicksal zu kümmern."

„Ich war also mit meinem Geliebten davon gegangen, und ich muß gestehen, erst nachdem er mich verlassen, dachte ich an meinen Vater, der durch das Verschwinden seiner theuern Tochter in den tiefsten Kummer versenkt sein mußte."

„Mein Geliebter hatte mich in einem Hôtel garni, in dem Augenblick, da ich Mutter werden sollte, verlassen. Von dieser Epoche an, müssen acht Tage, während welcher ich nicht wußte, was mir geschah, von meinem Leben weggenommen werden. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Saale des Gebärhauses; was geschehen war, schwirrte dunkel durch mein Gedächtniß. Ich wollte durchaus, man sollte mir Alles sagen. Da erst erfuhr ich, daß ich, nachdem ich den Brief meines Geliebten gelesen, in dem er mir seine Abreise anzeigte, er

mich bat, um mich zu zerstreuen, ein anderes Verhältniß einzugehen, ich kalt und wie entseelt auf das Kissen gesunken wäre; zwei Tage lang hatte man mich dort behalten, wo ich wohnte; aber der Arzt, der mich behandelte, sah, daß ich nicht wieder zu mir kam, und daß ich Alles entbehrte, und bewirkte daher meine Aufnahme in's Gebärhaus. Plötzlich stieg eine Erinnerung in mir auf: „Und mein Kind!" rief ich.

„Das Stillschweigen, welches man beobachtete, und die traurigen Blicke, die man auf mich warf, belehrten mich, daß es gestorben, bevor es noch das Licht der Welt erblickt."

„Das arme Kind!" sagte Lorette.

„O! das hat nichts zu sagen," erwiederte Felicitas, „geben Sie mir zu trinken," fügte sie hinzu, indem sie ihr Glas dem Vicomte Lussan hinreichte.

„Die Jugend und eine treffliche Konstitution waren stärker, als mein Leiden; ich genas; und mit der Gesundheit fand ich meine Gemüthsruhe wieder. Ich sehnte mich nicht mehr nach ihm, ich liebte ihn nicht mehr, der mich verführt hatte; ich empfand für ihn nur die Verachtung, welche sein unwürdiges Benehmen einflößen mußte."

„Als man mich vor die Thür des Hospitals brachte, war ich noch ein wenig blaß, ich hatte noch nicht meine vollen Kräfte wieder erlangt; und ich war genöthigt, mehr als einmal anzuhalten, um mich auszuruhen, ehe ich bei dem Hôtel garni ankam, welches ich vor meinem Eintritt in das Hospital bewohnte. Die Wirthin dieses Hauses schien erfreut, mich wieder wohl zu sehn. Ich bat sie, mich in das kleine Zimmer zu führen, wel-

ches das meinige gewesen war; sie fragte mich, ob ich Geld habe, und gab mir deutlich zu verstehen, daß sie mir meine wenigen Habseligkeiten, welche ich bei ihr zurück gelassen hatte, nicht eher verabfolgen werde, als bis ich ihr die geringe Summe bezahlt hätte, die sie von mir verlangte. Als ich die bittersten Thränen vergoß, machte sie mir bemerklich, daß ich Unrecht hätte, so betrübt zu sein, und daß in Paris ein junges und hübsches Mädchen gar nicht in Verlegenheit um ihr Unterkommen zu sein brauchte."

„Ich ging von meiner Wirthin weg, ohne zu wissen, wohin ich meine Schritte lenken sollte; ich irrte den ganzen Tag in den Straßen von Paris umher; die Nacht kam, es war kalt; meine Zähne klapperten an einander; ich hatte seit gestern nichts genossen. Ich blieb an einer Ecke einer Straße stehen, die ich nicht kannte, und weinte; der Regen fiel auf mich, ohne daß ich es beachtete. Eine alte Frau, unter einen schlechten grünen Regenschirm gedrückt, näherte sich mir. Sie fragte mich, warum ich weinte, und warum ich dem Regen ausgesetzt bliebe. Ich weiß nicht, was ich ihr antwortete; aber sie führte mich zu einem Weinhändler, und ließ mich an einen Ofen niedersetzen, in welchem ein tüchtiges Feuer brannte. Als nun, Dank der milden Wärme, das Blut von neuem in meinen Adern kreiste, ließ sie sich ein Glas Glühwein und einige Zwieback bringen. Ein halbes Glas Wein und ein Zwieback belebten mich wieder ein wenig, und ich konnte der Alten Alles erzählen, was mir begegnet war. Als ich ihr gesagt hatte, daß ich nicht wüßte, wo ich die Nacht zubringen sollte,

suchte sie mich zu beruhigen: sie werde mich in ihre Behausung führen, und morgen werde sie mich als Arbeiterin in einem Hause unterbringen, wo ich mich ganz wohl befinden sollte.

Am folgenden Tage führte sie mich wirklich in ein Haus von leidlich hübschem Ansehn, und stellte mich einer Dame vor, die mir, nachdem sie mich mit der größten Aufmerksamkeit ausgefragt hatte, sagte, daß sie mich annehmen wollte, dafür gab sie der Alten einige Geldstücke, und diese empfahl mir, Alles zu thun, was man verlangen würde, wenn ich wollte, daß man ferner Antheil an mir nähme. Ich versprach ihr Alles, was sie wollte. Die Alte und die Dame, der sie mich vorgestellt hatte, schienen erfreut von meiner Gelehrigkeit; die Alte ging nicht fort, ohne mich vorher geküßt zu haben.

„Sie sind noch ziemlich jung,“ sagte sie mir, „aber sein Sie ruhig, man wird Sie schon bilden, Sie sind hier in einer guten Schule.“

Ich verstand noch nicht den furchtbaren Sinn, den sie in ihre Worte legte.

Ich war in der That in einer guten Schule. Indeß befand ich mich während der ersten Paar Tage, die ich in dem Hause der Madam Dinville zubrachte, ziemlich glücklich. Ich hatte dieser Frau meine mehr als einfachen Kleider, die ich bei meinem Eintritt in ihr Haus trug, geben müssen, und sie hatte mir dafür einen Staat gegeben, der mir über die Stellung einer armen Arbeiterin zu gehen schien. Sie ließ mir in meinem Zimmer die feinsten Gerichte, die ausgesuchtesten Weine auftragen, und sie verschwendete die eifrigste Sorgfalt an

mir. Fast immer leistete sie mir Gesellschaft, wenn ich meine Mahlzeit hielt; dann ermunterte sie mich, zu trinken, und wenn die Dünste des Weins mir anfingen zu Kopfe zu steigen, so spann sie die sonderbarsten Gespräche mit mir an.

Acht Tage war ich bei dieser Frau, als sie eines Morgens zu mir sagte, daß ich mich anziehen und ihr folgen sollte. Ich beeilte mich, ihr Folge zu leisten.

Ein Wagen erwartete uns an der Thür. Madame Dinville führte mich in mehre Läden, wo sie einige Einkäufe machte, sie kaufte keinen Schmuck, kein Stück Zeug, ohne mich um Rath zu fragen; und sie ließ mich merken, daß sie mehre Gegenstände, die sie eben ausgewählt hatte, für mich bestimmt habe; und als ich mich sträubte, so sagte sie zu mir, indem sie mich küßte: „Sein Sie still, kleiner Schalk, Sie sind hübsch wie ein Engel, Sie werden mir das Alles wieder einbringen."

Der Wagen setzte uns in einer kleinen, finstern und engen Straße ab, vor einem Hause von ziemlich ärmlichem Aussehn, in welches man durch einen langen Gang eintrat. Als ich, meiner Führerin folgend, dort eintrat, sah ich Leute von schlechtem Aussehn vor der Thür eines gegenüberwohnenden Weinhändlers stehn; der Eine von ihnen sagte zu einem seiner Kameraden:

„Sie ist nicht ohne, die Debütantin. Die wird just das Kraut fett machen."

Und dieser Mensch warf mir einen Blick zu, vor dem ich die Augen niederschlagen mußte.

Einige Minuten nach diesem Vorfall befand ich

mich mit Madame Dinville in einem ziemlich großen Saal, wo sich schon einige Frauenzimmer vorfanden, die zu erwarten schienen, daß man sie in ein anderes Zimmer führte, wo sie einige Augenblicke verweilten; darauf beeilten sie sich, das Zimmer zu verlassen, wo wir uns vorläufig aufhielten. Diese Frauenzimmer waren eben so verschieden in ihrer Physiognomie, wie in ihren Anzügen. Die einen waren jung und hübsch, die andern, schon im Verwelken, waren so häßlich, als man nur immer sein kann.

Die einen waren in Sammt und Seide gekleidet, trugen elegante Hüte, und hatten prachtvolle Kashemirs umgeworfen. Die Andern waren kaum mit einigen elenden Lumpen bekleidet; indessen schienen sie sich alle zu kennen, und schwatzten im vertraulichsten Tone unter einander. Bisweilen kamen einige der Frauenzimmer, welche lachend in das geheimnißvolle kleine Stübchen eingetreten waren, ganz in Thränen heraus, in Begleitung einer Municipalgarde.

Ich befand mich an diesem Ort nicht behaglich, ich fühlte Furcht, ohne zu wissen, warum; ich sagte das der Madame Dinville, die mir antwortete, daß ich ein Kind sei, und daß ich mich nicht vor dem zu erschrecken brauchte, was ich sähe.

Ein alter Mann, von ziemlich gemeinem Aussehn, welchem Madame Dinville bei unserm Eintritt ihren und meinen Namen genannt hatte, rief uns, und wir wurden nun auch in das kleine Stübchen eingeführt. Dort trafen wir einen Menschen, der vor einem Schreibtisch von schwarzem Holze saß, und sich auf ein großes

Register niederbückte, er erhob nicht einmal die Augen, um uns anzusehn. Er fragte nach meinem Namen, meinem Alter, meinem Geburtsort. Ich antwortete ihm maschinenmäßig. Ich war so bestürzt über Alles, was ich sah, daß ich nicht mehr wußte, was ich that.

Nr. 3797, murmelte der Mensch, als er damit zu Ende war, meine Antworten auf seine Fragen in das große Register einzutragen.

Das war noch nicht Alles. Man führte mich in ein Cabinet, wo ich mehre Männer fand, deren Ansehn und Gesicht anständige Leute ankündigte; es waren Aerzte. Als ich nun mit niedergeschlagenen Augen und verlegener Haltung vor ihnen stand, machte einer von ihnen meine Führerin darauf aufmerksam, daß sie nicht Zeit hätten, zu warten, bis es mir gefällig wäre. Als sie mir nun erklärte, was man verlangte, fiel ich in Ohnmacht; der Schleier, der meine Augen bedeckt hatte, zerriß endlich.

Als ich meiner Sinne wieder mächtig wurde, saß ich in dem Wagen, der uns hergebracht hatte, Madame Dinville neben mir. Sie sprach kein Wort, sie begriff, die höllische Megäre, daß sie dem so lebhaften Schmerz, den ich empfand, Zeit lassen müsse, sich zu beruhigen. Als wir bei ihr angekommen waren, verlangte ich, sie sollte mir meine armseligen Kleider wiedergeben und mich aus ihrem Hause fortlassen.

Sie sagte mir, ich sei eine Närrin, ich stieße mein Glück mit Füßen von mir; sie machte mir eine schreckliche Schilderung von dem Elende, in welches ich sogleich gerathen würde, wenn ich ihre Schwelle überschritten hätte.

Da ich nun durchaus auf nichts hören wollte, so unterrichtete sie mich endlich, daß ich mir nicht mehr gehöre, daß ich, unter Nr. 3797, das Eigenthum der Polizei geworden wäre, daß ich, mit einem Wort, vor Mangel sterben, oder an die Scholle der Prostitution angeheftet bleiben müsse.

Madame Dinville schien empfindlich bei den Vorwürfen, die ich ihr machte; sie sagte mir, daß sie nicht so gehandelt haben würde, hätte die Alte, die mich gebracht, sie nicht getäuscht. Endlich schlug sie mir vor, zu bleiben, aber blos als Näherin. Was sollte ich thun, was ergreifen? — es blieb nichts als sterben. Und sterben, wenn man so jung ist, wie ich damals war? das scheint hart; — ich blieb.

Die Kostgängerinnen der Madame Dinville waren fortan immer um mich, und diese Frauenzimmer priesen mir, unstreitig ihrer Brotherrin zu Gefallen, unaufhörlich die Reize ihres Handwerks. Madame Dinville ihrer Seits hörte nicht auf, mich mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen.

Sie hatte mir schändliche Bücher in die Hand gespielt, anfangs hatte ich sie mit Schauder weit von mir geworfen, hernach las ich sie, getrieben von jener unwiderstehlichen Lust, Alles zu wissen, die alle junge Mädchen plagt. Diese Bücher, meiner Gefährtinnen Reden, die üppige Lebensweise, die ich führen mußte, brachten endlich die erwartete Wirkung hervor. Noch war kein Monat vergangen, und ich war nicht mehr zu erkennen, ohne Ursache lachte nnd weinte ich, alle meine Nächte waren von verliebten Träumen erfüllt, ich war halb närrisch.

Eines Abends endlich, ließ mich Madame Dinville, ich weiß nicht welchen höllischen Trank trinken, sie putzte mich reich aus, und anstatt mich wie gewöhnlich in mein Zimmer einzuschließen, ließ sie mich in dem Saale bleiben, wo meine Gefährtinnen in der Regel sich den Abend über aufhielten. Es kamen Männer, die Champagner mit uns tranken, und am anderen Tage war ich tief gesunken.

Von diesem Augenblick an war mein Leben nur noch eine fortlaufende Reihe thörichter Tage, auf die noch tollere Nächte folgten.

Eines Abends führte Madame Dinville mehre Offiziere in den Saal, in welchem wir waren; man kam überein, daß jeder von ihnen die Nacht mit einer von uns zubringen sollte. Da ich die jüngste von allen Mädchen der Madame Dinville war, wurde ich vom jüngsten der Offiziere gewählt; es war ein Kapitain von den afrikanischen Jägern. Er war von äußerst liebenswürdigem Äußeren, seine großen schwarzen Augen, die Blicke des Mitleids auf mich richteten, waren von merkwürdig melancholischem Ausdruck. Ohne daß ich mir über das Gefühl, dem ich unterlag, Rechenschaft geben konnte, ich, die ich niemals, ohne mir Gewalt anzuthun, die Geliebten annahm, für die ich verdammt war, erwartete ich mit einer gewissen Ungeduld den Augenblick, wo es mir gestattet sein sollte, mich mit dem jungen Offizier zurückzuziehen. Und doch, ich rufe den Himmel zum Zeugen, war noch keiner der Gedanken, die Sie ohne Zweifel vermuthen, mir in den Sinn gekommen.

Endlich, nachdem man viel Champagner und eine

ansehnliche Zahl Gläser Eispunsch getrunken hatte, kam die Stunde des Schlafengehns. Alle meine Gefährtinnen waren aufgeregt, und den Herren wurde das Gehen schon schwer. Gegen meine Gewohnheit, hatte ich an diesem Bacchanal keinen Theil genommen; ich hatte bemerkt, daß der junge Offizier bloß seine Lippen in das Glas tauchte, so oft seine Kameraden weidlich tranken; und ich machte es ihm nach.

Am andern Morgen, als ich erwachte, war der junge Offizier, der die Nacht bei mir gewesen, ohne Zweifel schon lange munter; denn die Cigarre, die er rauchte, war mehr als zur Hälfte verzehrt, er sah mich mit demselben melancholischen Blick an, den ich am Abend bemerkt hatte. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich errieth seine Gedanken, ich barg mein Antlitz an seinen Busen, und ich weinte bittre Thränen.

Er küßte mich auf die Stirn und sprach: „Armes, armes Kind!“

Endlich hatte ich Jemand gefunden, der mich beklagte, also gehörte ich noch zur Menschheit.

Der Gedanke that mir wohl, ich hörte nicht auf zu weinen, aber die Thränen, die ich vergoß, waren süß, sie glichen nicht denen, die ich schon vergossen, und die aufs Herz fielen, nachdem sie meine Augenlider versengt.

Der junge Offizier, der mich unaufhörlich angeblickt, wandte seine ganze Kraft an, um an sich zu halten, doch kam eine Thräne aus seinen Augen, eine zweite blieb in der tiefen Furche, die der Yatagan eines Arabers auf seinem Antlitz gebildet, dann glitt sie über seine Wangen und haftete als ein glänzender Thautropfen an der Spitze

seines Schnurrbarts. O! wie gern hätte ich mit einem keuschen Kusse die kostbare Thräne getrocknet; ich wagte es nicht.

Woher fand sich zwischen zwei Wesen, die sich nie gesehen, diese geheimnißvolle Verwandtschaft der Gefühle, durch welche sie sich verstanden, ohne daß sie zu sprechen brauchten? Das ist ein kaum je zu lösendes Räthsel.

Ich empfand einen unwiderstehlichen Wunsch, diesem Manne das Ereigniß mitzutheilen, das mich an den Ort gebracht, wo ich war; ich wollte mich nicht von ihm trennen, und ihn bei dem Gedanken lassen, ich gefiele mir bei Madame Dinville; ich sagte ihm Alles, was ich Ihnen erzählt.

Je weiter ich in meiner Erzählung fortschritt, je mehr erblaßten die Züge des Offiziers.

„Wo bist Du geboren? wie heißest Du?" fragte er mich, nachdem ich geendigt, und da ich stockte, sagte er: „Antworte mir! Du mußt mir antworten!"

Ich nannte ihm den Namen meines Vaters, ein dumpfer Seufzer quoll aus seiner Brust, er barg sein Antlitz in beide Hände, und blieb eine Weile stumm.

Er war mein Bruder.

Erzogen in einer Militairschule, hatte er das väterliche Haus, da ich nur erst ein Kind war, verlassen, und seitdem hatten ihn die Pflichten seines Standes immer fern davon gehalten; aber die Briefe, die er von meinem Vater erhalten, hatten ihn von den Umständen meiner Flucht mit dem Chirurgen, den ich heirathen sollte, unterrichtet, und eben die Aehnlichkeit der Thatsachen, die seiner Schwester und dem öffentlichen Mädchen

begegnete, das ihm ihre Geschichte erzählte, war es gewesen, die ihn veranlaßte, nach meinem Namen zu fragen.

Ich will von der grausamen Verzweiflung schweigen, die mich ergriff, als ich diese schreckliche Entdeckung machte; ich weinte so laut, daß meine Gefährtinnen und die Kameraden meines Bruders ins Zimmer traten. Wir waren nun gezwungen, eine unedle Komödie zu spielen, wir mußten einen Zank vorschützen, der durch einen der gemeinen Umstände, von der Art, welche die uns Fragenden zu fassen vermochten, hervorgerufen schien.

Man ließ uns allein, damit wir Frieden schließen möchten.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.